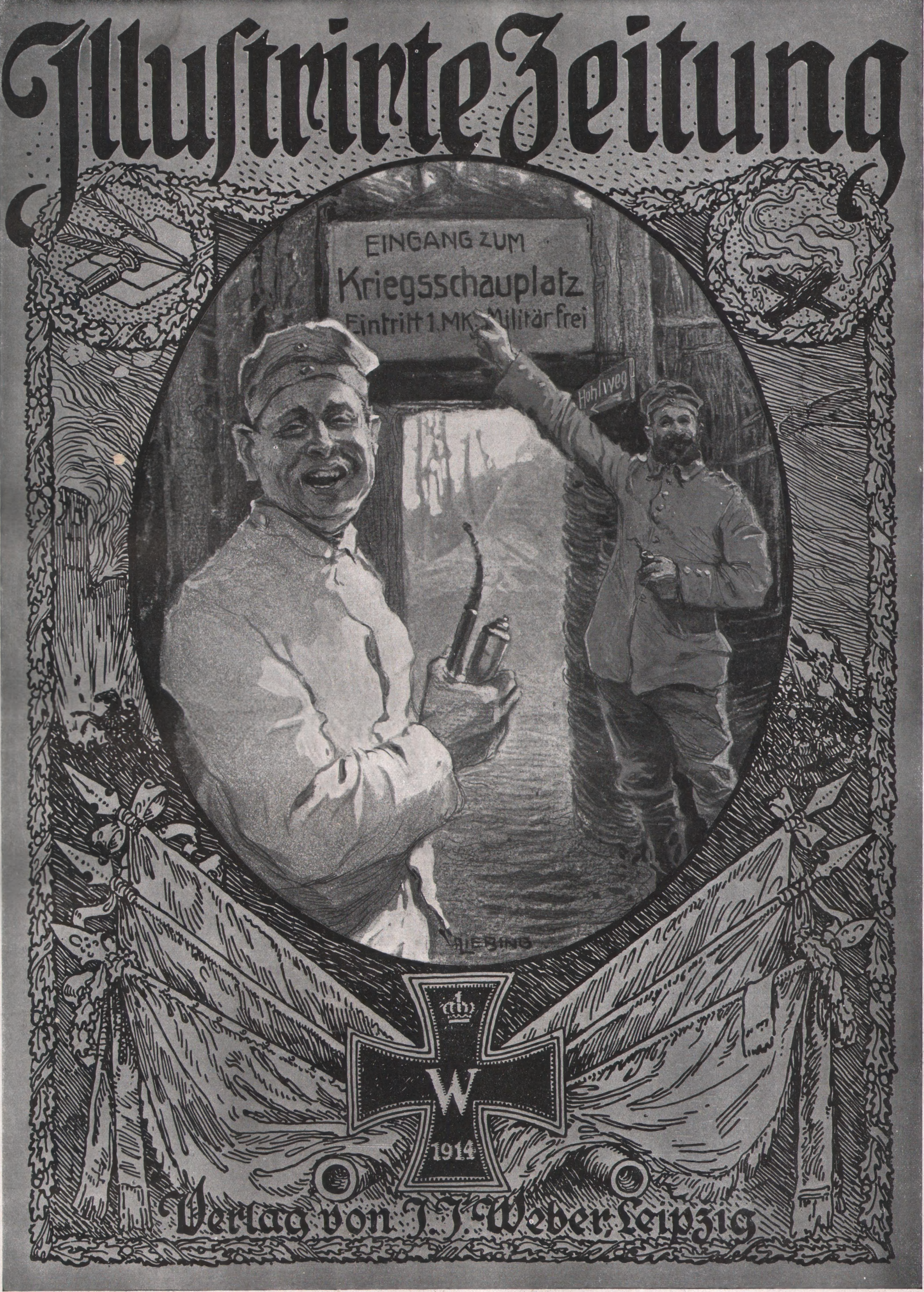


Nr. 3837. Z XIX Kriegsnummer 128. Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

3. Dezember 1916.

Gestern, am fünften Tage der russisch-rumänischen Karpathen-Offensive, richteten sich die Angriffe hauptsächlich gegen die deutschen Linien in den Waldkarpathen. Unser Feuer riß breite Lücken in die Massen der Angreifer. Vom Nachstoß hinter dem weichenden Feind her brachten an der Baba Ludowa deutsche Jagdkommandos 4 Offiziere und über 300 Mann zurück. Auch östlich von Kirlibaba, beiderseits des Trotus- und Oitoztales scheiterten starke Angriffe. Hier wurden mehrere hundert Gefangene gemacht.

Die Schlacht am Arges hat bisher den von unserer Führung beabsichtigten Verlauf genommen.

Von Campulung und Pitesti her gewannen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen kämpfend Boden.

Im Argestal stießen heute nacht zwei Bataillone des Westpreußischen Reserve-Infanterieregiments Nr. 21 mit Artillerie unter Führung des verwundeten Majors v. Richter vom Neumärkischen Feld-Artillerieregiments Nr. 54 bis Gaesti vor und nahmen dem Feind dort sechs Haubitzen ab.

Der Arges ist weiter stromabwärts überschritten.

Eine rumänische Stoßgruppe, die südwestlich von Bukarest über den Arges und den Neajlovu vorgedrungen war, ist umfaßt und unter schweren Verlusten nach Nordosten über den Neajlovu-Abschnitt zurückgeworfen worden.

Auf dem äußersten rechten Flügel an der Donau wurden am 1. Dezember russische Angriffe verlustreich abgewiesen.

Die Beute der 9. und der Donau-Armee aus den gestrigen Kämpfen beläuft sich auf 2860 Gefangene, 15 Geschütze, mehrere Kraftwagen und sehr viele andere Fahrzeuge.

Am Westflügel der Dobrudschafront wiesen bulgarische Regimenter starke Angriffe zurück. Weiter östlich gingen ottomanische und bulgarische Abteilungen gegen die russischen Stellungen vor und erbeuteten zwei Panzerkraftwagen mit englischer Besatzung.

Nach Trommelfeuer griff der Gegner die von Bulgaren besetzte Höhe 1248 nordwestlich von Monastir an und holte sich dabei blutige Verluste. Die Höhe blieb ebenso wie der gleichfalls angegriffene Ruinenberg bei Gruniste fest in der Hand der Verteidiger.

4. Dezember 1916.

Nördlich des Dryswjaty-Sees gingen nach starker Feuervorbereitung russische Kräfte gegen unsere Linien vor; sie wurden verlustreich abgewiesen.

Am Trotustal gelang es dem Feinde, kleine Fortschritte zu machen. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen entrissen ihm weiter südlich eine jüngst verlorene Höhenstellung wieder.

Der 3. Dezember brachte in der Schlacht am Arges die Entscheidung; sie ist gewonnen.

Die Operationen der Armee des Generals der Infanterie v. Falkenhayn — Mitte November durch die siegreiche Schlacht von Targu Jiu begonnen — und der auf das Nordufer der Donau gegangenen deutschen, bulgarischen und ottomanischen Kräfte sind von Erfolg gekrönt gewesen.

Der linke Flügel nahm gestern Targoviste. Die Truppen des Generalleutnants Krafft v. Dellmensingen setzten von Pitesti her ihren Siegeszug fort, schlugen die 1. rumänische Armee vollständig und trieben ihre Reste über Titu, den Gabelpunkt der Bahnen von Bukarest auf Campulung und Pitesti, in die Arme der bewährten 41. Infanteriedivision unter Führung des Generalleutnants Schmidt v. Knobelsdorf.

Auf dem linken Argesufer, nordwestlich und westlich von Bukarest, blieb der Kampf in erfolgreichem Fortschreiten.

Nordwestlich der Festung wurde der Rumäne über den Neajlovu gegen den Arges zurückgeworfen.

Südlich von Bukarest waren starke russisch-rumänische Angriffe abzuwehren. Auch hier wurde dem Feinde eine schwere Niederlage bereitet.

Die Haltung unserer Truppen in den siegreichen Kämpfen war über alles Lob erhaben, ihre Marschleistungen gewaltig. Das reiche Land und die erbeuteten gefüllten Verpflegungsfahrzeuge des Gegners erleichterten die Versorgung der Truppe.

Die rumänische Armee hat die schwersten blutigsten Verluste erlitten.

Zu den Tausenden von Gefangenen aus den vorhergehenden Tagen kamen gestern noch über 8000 Mann.

Die Beute an Feldgerät und Kriegsmaterial aller Art ist unabsehbar. Es fielen bei der Donau-Armee 35 Geschütze, bei Titu 13 Lokomotiven mit vielem rollenden Material in unsere Hand.

Ohne Einfluß auf die Entscheidung suchenden Schläge in Rumänien bleiben der Verlust einer auf dem Ostufer der Cerna gelegenen Höhe, die gestern von den Serben genommen wurde, und die damit verbundene Verlegung eines Teiles unserer dortigen Streitkräfte.

5. Dezember 1916.

Während erneute Angriffe der Russen am Capul, nordöstlich von Dorna-Watra, im Putna-, Trotus- und Uztale ohne jeden Erfolg blieben, haben deutsche und österreichisch-ungarische Truppen in den Vortagen verlorene, für uns wichtige Höhenstellungen im Sturm zurückgewonnen. Aus diesen zum Teil sehr erbitterten Kämpfen blieben am Werch Debry (südlich des Tartarenpasses) über 100 Mann und 5 Maschinengewehre, am Mt. Nemira (nördlich des Oitoztales) 350 Gefangene mit 8 Maschinengewehren in unserer Hand.

In der Verfolgung den Widerstand feindlicher Nachhuten brechend, hat die 9. Armee die Bahn Bukarest-Targoviste-Pietrosita ostwärts überschritten.

Die Donau-Armee folgte nach ihrem am unteren Arges gegen starke zahlenmäßige Überlegenheit erfochtenen Siege dem weichenden Feind bis an den Abschnitt, mit dem linken Flügel kämpfend darüber hinaus. Der Ostflügel wies in der Donauniederung russisch-rumänische Angriffe blutig ab. Die Gefangenenzahl vom 3. Dezember erhöht sich auf 12500.

Serbische Vorstöße bei Bahovo und Nonte an der Moglenafront sind gescheitert.

6. Dezember 1916.

In den Waldkarpathen griff der Russe nördlich des Tartarenpasses und viermal an der Ludowa an. Seine neuen Opfer an Menschen brachten ihm keinen Erfolg. Die Gefangenenzahl aus den für uns günstigen Kämpfen am Werch Debry erhöhte sich auf 275 Mann, die Beute auf 5 Maschinengewehre und 4 Minenwerfer.

Im Trotustal wurde starker russischer Druck gegen die vorderste Linie in einer vorbereiteten, unweit rückwärts gelegenen zweiten Stellung aufgefangen. Nördlich des Oitozpasses gelang die Wegnahme eines russischen Stützpunktes bei geringem eigenen Verlust.

Sinaia wurde von österreichisch-ungarischen Truppen nach Kampf genommen.

Die unter Oberst v. Szivo in der südwestlichen Walachei den in Auflösung weichenden rumänischen Kräften folgenden österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen haben den Gegner am Alt zum Kampf gestellt. Der Feind, dem auf dem Ostufer des Flusses der Weg verlegt ist, hat gestern 26 Offiziere, 1600 Mann als Gefangene und 4 Geschütze eingebüßt.

Außer dieser Zahl sind am 5. Dezember 4400 Rumänen gefangengenommen.

An der Bahn nordwestlich von Bukarest fielen bedeutende Weizenvorräte in unsere Hand, die von der englischen Regierung angekauft und durch Schilder als solche gekennzeichnet waren. An der Dobrudschafront herrscht Ruhe.

In den Gefechten bei Gradesnica östlich der Cerna blieben bulgarische Regimenter Sieger über die Serben, die anfangs in einen Teil der Stellung eingedrungen waren.

Der englische Premierminister Asquith hat dem König sein Rücktrittsgesuch unterbreitet, das von diesem angenommen wurde. Lloyd George übernahm die Bildung des neuen Kabinetts.

7. Dezember 1916.

Auf dem Westufer der Maas wurde südöstlich von Malancourt die Kuppe der Höhe 304 in Besitz genommen. 5 Offiziere und 190 Mann wurden gefangen zurückgeführt.

Nördlich von Dorna-Watra und im Trotustal sind russische Angriffe abgewiesen worden.

Wuchtige Erfolge krönten gestern die Mühen und Kämpfe, in denen unter Generalfeldmarschall v. Mackensen die Truppen der zielbewußt geführten 9. und Donau-Armee den rumänischen Gegner und die herangeholten russischen Verstärkungen in schnellen Schlägen zu Boden geworfen haben.

Bukarest, die Hauptstadt des zur Zeit letzten Opfers der Ententepolitik, Ploesti, Campina und Sinaia sind in unserem Besitz, der geschlagene Feind auf der ganzen Front ostwärts im Rückzuge. Die 9. Armee meldet von gestern 106 Offiziere, 9100 Mann gefangen.

Bei Trnava östlich der Cerna warfen das bewährte Masurische Infanterieregiment Nr. 146 und bulgarische Kompagnien die Serben aus der Stellung, in der sich diese vorgestern eingenistet hatten. 6 Offiziere und 50 Mann wurden gefangengenommen.

8. Dezember 1916.

Auf dem westlichen Maasufer griffen die Franzosen gestern die von uns am 6. Dezember gewonnenen Gräben auf der Höhe 304 an; sie sind abgewiesen worden.

In den Karpathen wurden die Russen an der Ludowa und im Trotustal blutig zurückgeschlagen.

Unser Vorgehen gegen und über die Linie Bukarest-Ploesti erfolgte so schnell, daß die im Grenzgebirge am Predeal- und Altschanzpaß stehenden Rumänen keine Möglichkeit fanden, rechtzeitig zurückzugehen. Sie stießen auf ihrem Rückweg bereits auf deutsche und österreichisch-ungarische Truppen und sind, von Norden gedrängt, zum großen Teil gefangen. Die 9. Armee machte gestern allein etwa 10000 Gefangene.

Am Alt erfüllte sich das unvermeidliche Schicksal der im Westrumänien abgeschnittenen Kräfte. Oberst v. Szivo erzwang am 6. Dezember mit den ihm unterstellten österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen ihre Übergabe. Zehn Bataillone, eine Eskadron und sechs Batterien in Stärke von 8000 Mann mit 26 Geschützen streckten die Waffen.

Nächtliche Angriffe der Serben bei Trnava, östlich der Cerna, sind von deutschen und bulgarischen Truppen zurückgewiesen worden. Ebenso scheiterten erneut Vorstöße der Engländer in der Struma-Ebene.

Trotz meist ungünstigen Wetters sind auch im Monat November große Erfolge von der Fliegertruppe erzielt worden. Dem eigenen Verlust von 31 Flugzeugen im Westen und Osten, in Rumänien und auf dem Balkan stehen folgende Zahlen gegenüber: Die Gegner verloren im Luftkampf 71 Flugzeuge, durch Abschuß von der Erde 16, durch unfreiwillige Landung 7, im ganzen 94 Flugzeuge, davon sind in unserem Besitz 42, jenseits der Linie erkennbar abgestürzt 52 Flugmaschinen.

9. Dezember 1916.

Zwischen Kirlibaba und Bistritztal setzte der Russe gestern starke Angriffe an. Zumeist scheiterten sie verlustreich in unserem Feuer. Nördlich von Dorna-Watra verlorener Boden wurde vom Angreifer teuer erkauft.

Auch bei in der Hauptsache fehlgeschlagenen Angriffen südlich des Trotustales errang der Russe bei erheblichem Kräfteverbrauch nur geringe örtliche Erfolge.

Der linke Flügel der 9. Armee hat die rumänischen Divisionen, die von den Pässen nordöstlich von Sinaia sich nach Südosten durchzuschlagen versuchten, aufgerieben, mehrere tausend Mann wurden gefangen, viele Geschütze erbeutet.

Vor dem rechten Armeeflügel und vor der rasch vordringenden Donau-Armee ist der Feind in vollem Rückzuge.

Seit dem 1. Dezember hat der Rumäne an die beiden Armeen — soweit die zunächst flüchtige Aufräumung der Schlachtfelder um Bukarest ergab — über 70000 Mann, 184 Geschütze, 120 Maschinengewehre verloren. Die Beute an Feldgeräten und Kriegsmaterial ist unübersehbar.

Bulgarische Truppen haben bei Tutrakan die Donau überschritten und die Stadt Oltenitza genommen.

Der Kaiser hat dem Generalfeldmarschall v. Beneckendorff und v. Hindenburg das Großkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen.

Dem König von Bayern verlieh der Kaiser anläßlich dessen Anwesenheit im Großen Hauptquartier den Orden pour le mérite.

10. Dezember 1916.

Wieder griffen die Russen zwischen Kirlibaba und Dorna-Watra an, ohne einen Erfolg zu haben. Südlich des Trotustales konnten sie eine Höhe nehmen, jedoch gelang es ihnen trotz Einsatzes starker Kräfte nicht, seitlich der Einbruchsstelle Boden zu gewinnen.

Zwischen Cernavoda und Silistria sind bulgarische Kräfte über die Donau gesetzt und haben die Stadt Calarasi genommen. Andere bulgarische Truppen nahmen den Brückenkopf auf dem linken Donau-Ufer gegenüber von Cernavoda.

Nördlich von Monastir und im Cernabogen führten gestern die Ententetruppen wieder einen starken Entlastungsstoß; er ist gescheitert.

11. Dezember 1916.

Nördlich des Tartarenpasses in den Waldkarpathen, im Bistrizabschnitt nördlich von Jacobeny, am Muncelul im Gyergyogebirge und zu beiden Seiten des Trotustales griff auch gestern der Russe wieder mit starken Kräften, aber ohne jeden Erfolg, an.

Die Verfolgung der Armeen in Rumänien findet an einzelnen Stellen Widerstand. Er wurde gebrochen. Die Bewegungen vollziehen sich trotz strömenden Regens, aufgeweichten Bodens und aller Brückenzerstörungen in der beabsichtigten Weise. Wir machten erneut mehrere tausend Gefangene.

Der 10. Dezember stellte sich als ein weiterer schwerer Mißerfolg der Entente in Mazedonien an einem Kampftage dar, an dem der Feind sehr erhebliche artilleristische und auch infanteristische Kräfte eingesetzt hat. Alle Angriffe der Franzosen und Serben zwischen Dobromir und Makovo scheiterten an der zähen Widerstandskraft deutscher und bulgarischer Truppen.

Von unseren Unterseebooten sind im östlichen Mittelmeer am 28. November und am 5. Dezember zwei etwa 5000—6000 Tonnen große, mit Kriegsmaterial beladene feindliche Transportdampfer versenkt worden. Beide Dampfer waren bewaffnet und von Zerstörern begleitet.

 Nummer 3837. 148. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7

Illustrirte Zeitung

Nr. 3837. 148. Band.



Bajonettangriff. Nach einer Zeichnung des Kriegsmalers Ferdinand Staeger.
(Eigentum des k. u. k. Heeresmuseums in Wien.)

Englands politische Maske. / Von Geheimrat Ed. König, Bonn.

Gewiß ist vielen Lesern der „Haßgesang auf England" bekannt geworden, der im gegenwärtigen Kriege gedichtet und vertont worden ist. Die Worte, die daraus in unser Ohr dringen, gehen freilich durch Mark und Bein. Aber ist der Ausbruch von grimmiger Wut gegen jenes Inselvolk, der in jenem Liede dahinstürzt, nicht auch wirklich begründet? Diese Begründung kann aber am deutlichsten entfaltet werden, wenn das Bild, das die Engländer in ihren Worten von ihren politischen Grundsätzen und Bestrebungen zu zeichnen pflegen, mit der geschichtlichen Wirklichkeit verglichen wird. Unternehmen wir deshalb im folgenden diese Vergleichung der politischen Selbstcharakteristik Englands mit seinem tatsächlichen Wesen und Verhalten in bezug auf staatliche Dinge!

Unterhält man sich mit einem Engländer zunächst über innerpolitische Fragen, so ist sicher „bürgerliche Freiheit" stets sein zweites und drittes Wort. Ja, vom „freien Engländer" kann er nicht genug sprechen und ihn den Bewohnern anderer Länder als ein Wesen höherer Ordnung vor die Augen malen. Aber dieser Selbstruhm ist ein falsch bewahrtes Erbe. Denn er war wohl damals am Platze, als im siebzehnten Jahrhundert die Habeaskorpusakte erlassen wurde, wonach jeder Bürger Englands innerhalb vierundzwanzig Stunden nach seiner Verhaftung dem Richter vorgeführt werden muß. Damals gab es gewiß, sogar in Europa, noch eine Reihe von Ländern, in denen die bürgerliche Freiheit noch nicht so geschützt war. Aber was soll das Reden der Engländer von ihrer persönlichen Geschütztheit gegenüber der Staatsgewalt in unseren Tagen? Schon längst haben ja die meisten europäischen Staaten eine konstitutionelle Verfassung erhalten und ist in ihren Grundgesetzen der Bürger ebenso vor willkürlicher Vergewaltigung gesichert wie in England.

Mit dem Hinweis auf den konstitutionellen Grundcharakter z. B. unserer deutschen Staatsverhältnisse sinkt aber zugleich ein anderer Ruhmestitel dahin, mit dem der Engländer in innerpolitischer Beziehung nicht genug prahlen kann: das ist sein Parlamentarismus, seine parlamentarische Regierungsform. Denn was daran wahr und gut ist, haben wir als Bürger konstitutioneller Staaten ebenfalls, nämlich die Beteiligung der Reichsbürgerschaft als eines maßgebenden Faktors bei der Gestaltung der inneren Staatsverhältnisse und bei der Bestimmung der wesentlichen Schicksale des Reiches nach außen hin. Am englischen Parlamentarismus ist aber auch nicht alles gut, und beim gewöhnlichen Reden über ihn ist auch nicht alles wahr. Denn wenn die Parteien des Parlaments allein die Herrschaft führen, dann leidet die Lenkung des Staates auch leicht an Unbeständigkeit und Ziellosigkeit. Ferner tritt bei rein parlamentarischer Regierung nach jedem Wechsel der Majorität ein verderblicher Wechsel in der Beamtenschaft ein, wie das ja auch z. B. in Nordamerika oft zutage getreten ist. Außerdem aber entspricht das nicht stets der Wahrheit, was über die Macht des Parlamentarismus in England gesagt wird. Denn wir haben in den letztvergangenen Jahren es erlebt, daß Minister auf ihrem Posten geblieben sind, die nicht mehr die Majorität des Parlaments für sich hatten. Endlich hat sich auch in England das Königtum gerade neuestens als eine wichtigere Institution erwiesen, als es in früheren Jahrzehnten manchmal der Fall war. Und spricht man überdies denn nicht mit Recht auch von einer starken Neigung zum „Imperialismus", die sich in England zeigt?

Also schon die ersten beiden Züge, die im politischen Bilde des Engländertums mit glänzenden Farben gemalt zu werden pflegen, die bürgerliche Freiheit und der Parlamentarismus, verblassen fast vollständig, wenn sie mit der Fackel der Wirklichkeit beleuchtet werden. Kann das Ergebnis ein anderes sein, wenn nun zunächst weiter das mit jenen beiden verwandte Schlagwort „Freiheit in bezug auf den Militärdienst" mit kritischem Ohre geprüft wird?

Wir kennen diese Freiheit. Mit ihr will sich der freie Engländer lieber im Fußballspiel und in anderem Sport die Zeit vertreiben, als die Kräfte des Körpers und Geistes für die Verteidigung des Vaterlandes üben. Mit dieser Freiheit will er bezahlten Söldnern den Schutz der nationalen Ehre überlassen. Mit dieser Freiheit will er andere für Englands Ruhm sich verbluten lassen, aber den eigenen Leib in Sicherheit und Wohlleben pflegen. Mit dieser Freiheit nimmt er sich auch dies heraus, auf den „Militarismus" des Deutschen Reiches zu schimpfen. Ja, in Hunderttausenden von Broschüren hat er es hauptsächlich auch in die neutralen oder angeblich neutralen Staaten hinausgeschrien, daß durch die preußische Führung im Deutschen Reiche das vorher angenehme deutsche Volk zu Eroberungssucht, die anderen Völker aber zu immermehr gesteigertem Aufwand für die Armeen und zu verrohendem Sinn für den Krieg getrieben würden.

Welches Maß von Ungerechtigkeit in dieser neuerlichen Gegenüberstellung von englischer Militärfreiheit und preußisch-deutschem Militarismus zum Ausdruck gekommen ist, das zu entfalten, ist gar nicht gut möglich, weil einem das Wort vor Unwillen über die Größe der Ungerechtigkeit unwillkürlich auf den Lippen ersterben möchte. Oder hat Deutschland mit der Ausbildung eines starken und schlagfertigen Heeres nicht einfach das getan, was ihm durch seine Lage inmitten starker und nach Ausweis der Geschichte begehrlicher Mächte zur unabweisbaren Pflicht gemacht war? Ist das Deutsche Reich mit der Schaffung einer starken Armee und mit dem Bau von Festungen an seinen Grenzen nicht bloß dem Beispiele seines westlichen und östlichen Nachbarn gefolgt? Hat das Deutsche Reich ferner Eroberungssucht gezeigt, oder hat es durch mehr als vierzig Jahre hindurch eine fast übergroße Geduld und Nachgiebigkeit gegenüber mancher Herausforderung bewiesen? Hat die deutsche Militäreinrichtung unserem Volke nur eine wohltätige Straffheit und Tatkraft eingeflößt, oder hat sie ihm Roheit und Barbarismus eingeätzt? Eine Vergleichung deutscher und russischer Kriegführung wird allen, die sehen wollen, die richtige Antwort geben. Hat der so hartnäckig bis in die neuesten Äußerungen englischer Minister angeklagte Militarismus des Deutschen Reiches etwa die Prügelstrafe im Heere geduldet, wie sie im englischen Heere noch immer geübt wurde, wo die Offiziere — lächerlicher Anblick für mich vor dem neuen Tower in London 1911 — beim Exerzieren mit dem Stock auftreten, um gleich zuhauen zu können? Oh, über die schändliche Heuchelei und Verleumdungssucht, die sich in diesem Geschrei über den deutschen „Militarismus" zu verbergen sucht! Für die Freiheit in bezug auf den Militärdienst aber, deren sich die Engländer rühmen, können wir mit Recht das Wort Feigheit setzen.

Bei seinen Bestrebungen in der auswärtigen Politik vom Idealismus gelenkt zu werden, das schreibt sich freilich im Grunde jedes Volk zu. Ist es also etwas Bemerkenswertes, wenn auch das englische Volk es zu tun pflegt? Ja, wenn es so laut geschieht wie bei den Engländern, und wenn es verhältnismäßig so wenig der Wahrheit entspricht wie bei ihnen. Denn das kann keinem Zweifel unterworfen werden, daß bei ihnen der Mammonismus auch in der Behandlung der äußeren Politik eine außergewöhnlich große Rolle spielt.

Ist doch sogar von dem englischen Schriftsteller Emerson in seinem Buche „English Traits" (S. 297) die Geldliebe als ein hervorstechender Charakterzug am englischen Wesen bezeichnet worden. Hat man doch neuerdings nicht mit Unrecht in Deutschland behauptet, daß „die Lehre des Militarismus großen Einfluß auf die gebildeten Schichten des Volkes in England gewonnen habe" („Christliche Welt", 1915, Sp. 717). Ist es doch eine unbestreitbare Tatsache, daß der neuere Aufschwung der Industrie und des Außenhandels von Deutschland den Engländern einen Hauptanlaß zum Kriegsgedanken gegen uns gegeben hat. Das erste Mittel, das man in England anwandte, um sich der Konkurrenz unserer mächtig aufstrebenden Industrie zu erwehren, bestand darin, daß man die deutschen Waren durch die Aufschrift „Made in Germany" verdächtigen und dem Publikum mißliebig machen wollte. Aber dieses Mittel bewirkte, zum Ärger der englischen Fabriken, bald das Gegenteil. Dazu kam, daß der Schaden, den das englische Kapital erlitt, noch durch andere Erfolge der Deutschen immermehr gesteigert wurde. Denn z. B. hat die der deutschen Chemie geglückte künstliche Herstellung des Indigoblaus dem Export Indiens in den letzten Jahren vor dem Ausbruch des Krieges einen Verlust von jährlich ungefähr fünfzig Millionen Mark zugefügt. Nun hat man freilich bis in die letztvergangenen Monate herein auch in einer deutschen Broschüre, die anonym erschienen und mir anonym zugeschickt worden ist, von dem „angeblichen" Konkurrenzneid Englands gesprochen und gemeint, daß kein Staatsmann ein Land in einen Krieg stürze, um die Taschen einiger Industriellen zu füllen. Aber die ruhige Überlegung, die dabei anderen empfohlen wird, mag der Verfasser jener Schrift nur selbst anwenden. Dann wird er erstens einsehen, daß es sich für England gegenüber dem Aufschwung des deutschen Exporthandels um mehr als um „einige Industrielle" handelt. Zweitens aber wird er auch aus den Verhandlungen, die während des Krieges zu Paris und anderwärts unter den Alliierten gepflogen worden sind, ersehen können, daß es mindestens für England einer von den Zielpunkten dieses Krieges ist, auch den Handel Deutschlands lahmzulegen. Folglich muß es dabei bleiben, daß die Engländer zwar den Mund voll idealer Beweggründe haben, aber doch von ganz materiellen Zielpunkten angelockt werden.

Mit einem besonders hellen Klang pflegt beim Reden der Engländer von ihrem Idealismus meistens der christliche Grundzug desselben hervorgehoben zu werden. Ja, wenn man hört, was sie z. B. über die freundschaftliche Beziehung unseres Kaisers zum Sultan und über die vom Kaiser zu Damaskus gesprochenen Worte zu äußern wagen, dann muß man voraussetzen, daß sie ehrlicherweise das Christentum zum Leitstern für ihr politisches Verhalten machen müssen. Aber was lehren die Tatsachen? Nicht einmal vor den Vertretern und Einrichtungen der Mission haben sie in unseren deutschen Kolonien haltgemacht, um ihre Eroberungssucht zu bändigen. Auch sogar die Herolde des Christentums haben sie nicht bloß gepeinigt, sondern auch ausgewiesen, damit nicht einmal durch deren Anwesenheit der deutsche Einfluß in der Welt sich indirekt geltend machen könne. Und vollends ihre sonstige Kriegspraxis und die Forderungen der christlichen Religion! Während des Burenkrieges sind, nach den Aussagen englischer Offiziere selbst, die Gefangenenlager für die Frauen und Kinder an solchen Orten angelegt und so eingerichtet worden, daß sie zum Hinsterben großer Massen der Gefangenen führen mußten. So sollte nicht nur die Volkszahl der Buren vermindert, sondern auch der Widerstand der Männer gebrochen werden. Wie sehr erinnert dieses Verfahren an den Aushungerungsplan, den die englische Seele gegenüber Deutschland entworfen hatte!

Ferner auch das haben wir immer wieder und selbst in den letztvergangenen Jahren hören und lesen müssen, daß England der Hort des Weltfriedens sei. Aber vor allem ist es eine freilich zu wenig bekannte Tatsache, daß England in der neueren Zeit fast jedes Jahr einen Krieg geführt hat, wie der Berliner Historiker Ed. Meyer in seinem lehrreichen Buche „England" (1915) nachweist. Sodann kann jemand leicht behaupten, daß er selbst nicht den Frieden breche, obgleich er andere durch seine politischen Intrigen dazu treibt, sich endlich im Kriege ihrer Haut zu wehren. So aber ist das Verhalten Englands gegen das Deutsche Reich gewesen. Denn wer war es, der im Kriege von 1870/71 uns zuletzt doch noch in den Arm fiel, als wir von Frankreich das einst — zum Teil mitten im Frieden — entrissene Grenzland und zugleich eine besser gesicherte Grenzlinie gewinnen wollten? England war es, das sich erlaubte, Einspruch dagegen zu erheben, daß die Festung Belfort innerhalb der deutschen Grenzen liegen solle. Wer ferner hat seit 1907 seine Einkreisungspolitik gegen uns betrieben? Wer hat es 1911 verhindert, daß wir bei der französischen Besetzung Marokkos zu einem günstigen Abkommen mit Frankreich gelangten? Wer hat seit 1912 sich herausgenommen, die Vermehrung unserer Seemacht zu überwachen, obgleich diese doch nur, wie bei Frankreich, Nordamerika usw., eine selbstverständliche Folge unserer Großmachtstellung bildete und bei diesen oder anderen Staaten keiner Kontrolle unterworfen war? Die Antwort auf alle diese Fragen braucht gar nicht erst ausgesprochen zu werden. Sie flammt jedem Deutschen von selbst auf den Lippen und brennt dem angeblichen Friedenshüter England das Schandmal des politischen Intrigantentums auf die Stirn.

Ganz besonders köstlich ist es, daß England ferner sich so häufig als Verteidiger des Nationalitätenprinzips aufspielt. Wie es diese Rolle gegenüber dem deutschen Volke durchgeführt hat, ist soeben mit einigen wenigen Strichen angedeutet worden, aber noch viele Materialien stehen zur Verfügung, um zu zeigen, daß auch dieser Anspruch Englands nur auf einem Schein des Rechts beruht.

Denn bei der Erhebung Belgiens gegen die Niederlande (1831) hat England laut für das Selbstbestimmungsrecht der Völker seine Stimme erhoben, aber als die Herzogtümer Schleswig und Holstein nach ihrer Selbständigwerdung strebten (1848), hat England umgedreht dagegen angekämpft. Während diese doch größtenteils deutschen Länder das dänische Joch abschütteln wollten, deklamierte man in Britannien wortreich über den Satz, daß die Aufrechterhaltung der Integrität Dänemarks eine europäische Notwendigkeit sei. Ferner als im Jahre 1911 Holland den Plan faßte, Vlissingen zu befestigen und so seine Neutralität wirklich zu sichern, da erhob England entrüsteten Widerspruch dagegen und hat die Ausführung des Planes wirklich verhindert. Also das formell als neutraler Staat anerkannte Holland sollte doch nichts dafür tun, daß es seine Neutralität gegebenenfalls auch gegen eine Landung und einen Durchmarsch Englands besser verteidigen könne. Auf diese Weise aber haben die Engländer noch in vielen Fällen das Selbstbestimmungsrecht und die Unabhängigkeit von kleinen Völkern merkwürdig „geschützt". Wie häufig es dieses Verfahren in vergangenen Zeiten gegenüber Völkern in Asien und anderen Erdteilen, wie z. B. gegenüber den Buren, geübt hat, braucht gar nicht weiter ausgeführt zu werden. Allen Lesern steht ja wenigstens das Beispiel von Griechenland vor Augen. Oder wird dieses wegen seines Strebens, sein Selbstbestimmungsrecht zu wahren, nicht wie ein Sklave gepeitscht und in den Hungerturm gesperrt? Immerhin aber kann Griechenland noch froh sein, daß es nicht so behandelt worden ist wie einstmals Dänemark. Als nämlich England sich zu Napoleons Zeit im Kriege mit Frankreich befand, wollte es gern die dänische Flotte auf seiner Seite sehen, und als Dänemark selbständig bleiben wollte, erschien eines Tages im August 1807 eine englische Flotte vor Kopenhagen, bombardierte die Stadt, und als dieselbe sich endlich ergeben hatte, segelten die Engländer mit ihrem Raub von achtzehn Linienschiffen usw. ab. Man will es nicht gern glauben, obgleich es ein Stück der neueren Weltgeschichte ist. Auch diese Seite am politischen Verhalten Englands ist leider zu wenig bekannt.

Wie oft hat das ministerielle England — denn nur von diesem und nicht von den einzelnen Engländern sprechen wir hier — auch in seinen Erklärungen während des gegenwärtigen Krieges sich endlich auch als den Schutzwall der Gerechtigkeit und den Erzfeind aller Eroberungen hingestellt. Aber wer die Art kennt, wie England zu seinem jetzigen Besitze gekommen ist, wird leicht das Urteil bereit haben: Es wäre auch Zeit, daß du Vampir endlich genug Blut gesogen hast.

Mit der Beschlagnahme von Kauffahrteischiffen fing ja England in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts unter Francis Drake und anderen Führern an, sich an Spanien zu reiben, und im Unterschied von anderen seefahrenden Nationen hat es den Anspruch, die Handelsschiffe anderer Staaten zu kapern, bis in die Gegenwart herein festgehalten. Denn als auf dem Haager Friedenskongreß die anderen Teilnehmer für die Aufhebung jenes Mißbrauchs früherer Jahrhunderte stimmten, hat England unter dem Scheine, zuzustimmen, doch zu verhindern gewußt, daß der Antrag zum Beschluß erhoben wurde, so daß er also noch nicht vor dem gegenwärtigen Kriege Gültigkeit erlangen konnte. Und wie rücksichtslos wendet England diese seine alte Praxis auch sogar gegen die Briefpost von neutralen Staaten an!

Auf dem Festlande sodann hat England hauptsächlich auch durch folgende Arten des Verfahrens sich seinen Besitz erworben. Da hat es oft die augenblickliche Notlage anderer Staaten oder Gesellschaften benützt, um sich Gebiete zu erwerben und so z. B. Malta 1798 oder die bis 1806 holländische Kapkolonie oder 1839 die türkische Stadt Aden am südlichen Eingang zum Roten Meere mitten im Frieden zu besetzen. Ein anderes Mal benützte es einen in fremdem Gebiet ausgebrochenen Aufstand, um sich in die Angelegenheiten dieses Gebietes einzumischen und allmählich in demselben Fuß zu fassen. Auf diese Weise verfuhr es mit Ägypten. Als da im Jahre 1882 das Feuer einer Empörung emporzüngelte, und dabei auch Christen getötet wurden, ließ England, weil es diese doch rächen müsse, Alexandria beschießen und machte so den Anfang zur Aneignung des Nillandes.

Doch meine ich, schon hier den Griffel ruhen lassen zu können. Denn bereits mit den vorstehenden Ausführungen dürften mehr als genug Belege dafür gegeben worden sein, daß England mit seinem Anspruch, in bezug auf seine innerpolitischen Grundsätze und Einrichtungen sowie in bezug auf sein Verhalten in der äußeren Politik mustergültig zu sein, keineswegs vor den geschichtlichen Tatsachen bestehen kann. Im Gegenteil zeigen sich an der politischen Rolle, die es in Wirklichkeit schon seit Jahrhunderten bis in unsere Gegenwart gespielt hat, viele Momente der Unaufrichtigkeit, rücksichtslosen Selbstsucht und Gewalttätigkeit. Wie schlimm, daß es leider immer noch notwendig ist, manche gutmütige Seele unseres Volkes über den geschichtlichen Tatbestand aufzuklären!



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Alarm einer in Reserve liegenden Maschinengewehrkompagnie. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer R. Lipus.

Flieger und Luftschiffer.

Von Walter L. Fournier (Leutnant in einer Feldluftschifferabteilung).

„Daß Sie auf Ihre alten Tage noch unter die Flieger gehen, das Eiserne Erster und den Pour le mérite verdienen wollen, finde ich erstaunlich und großartig schneidig!“ so schrieb mir nicht einer, sondern eine ganze Menge meiner Bekannten, als sie erfuhren, daß ich zur Luftschiffertruppe versetzt sei. Ich habe mir über diese Anerkennung ins Fäustchen gelacht und kam mir natürlich selbst furchtbar tapfer vor. Aber leider — ist meinen guten Freunden dabei ein kleiner Irrtum unterlaufen, der indes, wie ich bald merken sollte, nicht nur vielfach in der Armee, sondern besonders auch unter den Zivilmenschen sehr verbreitet ist. Auf die Gefahr hin, daß mein Nimbus des Heldentums dabei in die Brüche geht, möchte ich doch diesen Irrtum im folgenden aufklären.



Zur Verleihung des Ordens pour le mérite an König Friedrich August von Sachsen: Der König bei einem Besuche an der Westfront im Hauptquartier des Generalfeldmarschalls Kronprinz Rupprecht von Bayern (links). (Mil. Film- & Fotostelle.)

(Hinter dem König: Kronprinz Georg von Sachsen.)

Luftschiffer und Flieger ist nämlich ganz etwas anderes und hat bezüglich der Luftfahrzeuge eigentlich gar nichts miteinander zu tun. Man nennt uns gern die aufgeblasenen Brüder der Flieger, weil wir mit den Ballons in die Lüfte steigen. Immerhin hat die Tätigkeit der beiden Waffen viel Gemeinsames, so daß ein Zusammenarbeiten im Interesse des Ganzen eigentlich unerläßlich ist. Die einen über die andern stellen zu wollen, ist auch verkehrt und beruht meist auf Unkenntnis. Artilleriekommandeure, die viel mit Fliegern zusammengearbeitet haben, schwören auf ihre Flieger, andere, die den Hauptteil ihrer Erfolge den Ballonbeobachtern danken, lassen auf ihre Luftschiffer nichts kommen, während ein dritter, dem weder Flieger noch Ballons zur Verfügung standen, über beide die Nase rümpft und erklärt, das einzig Wahre wären seine Erdbeobachter-Offiziere. Nun, sie haben alle drei recht, wie wir gleich sehen werden, aber zum Schimpfen und zum Naserümpfen hat keiner Veranlassung.

Der Edelfalke unter den Fliegern ist der Kampfflieger. Der wetzt sein Maschinengewehr, steigt mit seinem Flugzeug in die Lüfte und kümmert sich um weiter nichts als um feindliche Flieger. Erspäht er einen, so schraubt er sich über ihn und nimmt ihn unter Feuer. Hat er ihn in Brand oder heruntergeschossen, so ist er zufrieden und nimmt einen neuen aufs Korn oder fliegt nach Hause. Seinen Zweck hat er erfüllt, denn er ist dazu da, möglichst viele feindliche Flugzeuge kampfunfähig zu machen oder zum mindesten sie zu verhindern, einen Einblick in unsere Stellungen zu gewinnen.

Der Feldflieger ist wieder etwas anderes. Er soll nicht kämpfen, er hat seine Spezialaufträge, er ist Kavallerist der Luft, er soll aufklären, feindliche Bewegungen, Truppenverschiebungen, Batterien und ähnliches melden. Er soll möglichst viel sehen und möglichst viel melden. Unter ihnen gibt's auch noch Spezialisten, die, mit hervorragenden photographischen Apparaten ausgerüstet, feindliche Stellungsabschnitte und ähnliches auf die Platte bannen. Ohne Fliegerphotographie ist z. B. eine moderne Festungsbelagerung nicht mehr denkbar. Erst nach dem Kriege wird die breite Öffentlichkeit erfahren, wie Hervorragendes in der Beziehung geleistet ist. Andere wieder, meist Luftgeschwader, haben ihre Sondermission. Reichlich mit Bomben beschwert, steigen sie auf und belegen Brücken, Bahnhöfe, Truppentransporte, Lager, Festungen und Orte in der Kampfzone mit ihrer verderbenbringenden Last.

Der neue bayrische Kriegsminister Generalleutnant v. Hellingrath (×) bei einer Vereidigung in München.

(Photobericht H. Hoffmann, München.)

Auch der Artillerieflieger ist gewissermaßen eine Spezialwaffe. Meist arbeitet er mit einer mehr oder weniger schweren Batterie zusammen und beschießt mit ihr ganz bestimmte Ziele. Am Abend vorher hat er sich eingehend mit dem Batterieführer besprochen, die Signalsprache, in der er meldet, festgelegt und nach der Karte genau erfahren, um welche Ziele es sich handelt. Am Tage beobachtet er nun von seiner hohen Warte aus so genau wie irgend möglich ausschließlich diese Ziele und die Granateinschläge seiner Batterie. Er muß ihr Feuer korrigieren und hat seinen Zweck erreicht, wenn die Einschläge das beschossene Ziel zudecken. Daß das alles nicht so einfach ist, kann man sich denken; sobald der Feind die Absicht merkt, betrommelt er ihn mit Schrapnellen oder schickt eigene Kampfflieger aus, um ihn zu verjagen. — Nun wir Luftschiffer. Auch wir finden ganz ähnliche Verwendung, und wenn der Feind uns gleichwertig wäre, z. B. in der Waffe der lenkbaren Luftschiffe, so würde man wohl auch schon von Sonderkämpfen der Lenkballons gelesen haben. Aber etwas muß doch auch für den Zukunftskrieg noch übrigbleiben! Unseren Zeppelinen haben die Gegner bisher nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen; in der Beziehung sind wir unbestreitbar Herren der Luft. Auch der Lenkballon erkundet, photographiert und arbeitet mit Bomben, letzteres, da er ganz erheblich mehr und schwerere Bomben transportieren kann und einen weit größeren Aktionsradius besitzt, mit besonders gutem Erfolge. Als Erkundungsfahrzeuge arbeiten die Lenkballons hauptsächlich mit der Marine und auf See Hand in Hand.

Der Fesselballon hat den Nachteil, gewissermaßen an einer Stelle festgenagelt zu sein. Er kann seinen Stand zwar auch im Hochtransport um einige Kilometer verändern, das spielt aber keine Rolle und wird nur bei besonderen Gründen exerziert. So ist seine Tätigkeit auch nur eine beschränkte, und wenn der Flieger sagt, er könne schließlich hinter jedem Berg in jedes Loch Einblick gewinnen, so hat er recht. Vom Ballon kann man eben nur den vor einem liegenden Frontabschnitt, allerdings auf viele Kilometer, gut einsehen; dabei wird es immer viele tote Winkel geben, in die man keinen Einblick hat. Dagegen ist das Zusammenarbeiten von Ballon und Batterien, und zwar nicht nur mit einer, sondern, wenn es darauf ankommt, auch mit einem Dutzend, viel bequemer, einfacher und erfolgreicher. Der Ballonbeobachter hat das Telephon in seinem Korb und kann auf beliebig vielen Strippen mit den daranhängenden Batterieführern sprechen. Er eröffnet jetzt mit der Batterie X das Feuer auf Ziel a und meldet sofort, daß die Einschläge 200 m zu weit rechts sitzen. Während der Batterieführer den Fehler korrigiert, spricht der Beobachter zwei Minuten später mit Batterie Y und beschießt Ziel b, und so fort ad infinitum. Der Vorteil dieser direkten Verständigung wird jedem einleuchtend sein. Wer z. B. vor Verdun nur einmal an einem großen Tage das Leben in der Telephonzelle eines Fesselballons beobachtet hat, wird über den Riesenbetrieb gestaunt haben. Das kann kein Flieger und auch kein Erdbeobachter auch nur annähernd leisten. Natürlich erkundet der Ballonbeobachter von seiner hohen Warte auch sonst manche Bewegungen von Interesse bei der feindlichen Front, die er sofort der zuständigen Stelle melden kann. Seine von oben mit den vorzüglichen Fernkameras gemachten Aufnahmen geben treffliche Bilder der feindlichen Front, die durch die Fliegerphotographien ergänzt werden. Immer wieder sieht man, daß die beiden Waffen sich ergänzen, also zusammenarbeiten müssen.

Bei unsichtigem Wetter, wenn dicke Wolken bis tief auf die Erde hängen, bei Regen und Schneegestöber, bei starkem Wind oder Sturm sind Flieger und Ballon außer Gefecht gesetzt, sie können nicht beobachten. Dann blüht der Weizen des Erdbeobachters. Er sitzt an übersichtlicher Stelle möglichst nahe am Feinde und verfügt auch reichlich über Telephondrähte. Aber mehr, als er sehen kann, kann er nicht melden, und wenn ihm seine Drähte zerschossen sind, hapert es auch damit.

Eine Lebensversicherung ist weder Erdbeobachter noch Ballon noch Flieger. Sie stehen einer so gut wie der andere ständig mit einem Fuße im Grabe. Der Erdbeobachter bekommt so viele Granaten in nächste Nähe hingesetzt, daß er sie nicht zählen kann. Die Flieger sitzen dafür in weißen Schrapnellwölkchen, daß sie manchmal die Hand vor Augen nicht sehen können. Ständig müssen sie darauf gefaßt sein, daß noch ein schnellerer feindlicher Flieger hinter ihnen her ist und sie mit seinem Maschinengewehr niederkämpft, ganz abgesehen von den übrigen Gefahren der Luft und den Mucken des Motors. Der Ballonbeobachter schließlich ist beinahe waffenlos jedem Angriff ausgesetzt. Bekommt er Brandgranaten oder Schrapnelle, und sitzen sie richtig im Ziel, so ist er einfach hilflos. Ausreißen gibt es nicht, und verkriechen kann er sich auch nicht. Läßt er den Ballon einholen, was immer eine gewisse Zeit dauert, so merkt der Feind, daß seine Geschosse richtig sitzen, und schießt nur um so eifriger. Besonders gefährlich sind dem Ballon die Flieger, und zwar am



Aus dem Kampfgebiet bei Verdun: Combres-Stellung; eine französische Wurfmine platzt in der deutschen Linie.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. Res. Willy Müller-Gera.

Aus dem Kampfgebiet an der Somme: Blick rechts der Römerstraße von Mons-en-Chaussée. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Arthur Kleinhempel. (Das Bild zeigt die Luftaufklärungstätigkeit der Engländer und Franzosen an der Somme. An einer Front von ungefähr 1 km haben sie ständig wenigstens 20 Fesselballons stehen.)

meisten bei etwas bewölktem Wetter. Über den Wolken außer Sicht der Fliegerabwehrgeschütze dahingleitend, sind sie im Nu heran und nehmen Ballon und Korb auf ganz nahe Entfernung unter Maschinengewehrfeuer. Selbst wenn sich der Beobachter mit seinem Karabiner zur Wehr setzen will, nimmt ihm in den meisten Fällen der über ihm hängende umfangreiche Ballon das Schußfeld, und es bleibt ihm nichts übrig, als stillzuhalten und seinem Glücksstern zu vertrauen. Besonders beliebt ist neuerdings ein Trick, der hüben sowohl als auch drüben mit beispiellosem Erfolg geübt wird, das ist: die Ballons durch Flieger in Brand zu schießen. Einem rücksichtslos schneidig angreifenden Flieger wird das fast immer gelingen. Dagegen hilft nur, rechtzeitig, bevor der Ballon brennt, mit Fallschirm aus dem Korb zu springen. Solch Tausendmeter-Salto-mortale durch die Luft wird aber auch nur geborenen Seiltänzern besonderen Spaß machen.

Kriegschronik.

12. Dezember 1916.

In den Waldkarpathen am Smotrec und an der Baba Ludowa sowie auch bei Nacht wiederholte feindliche Angriffe im Mestecanesci-Abschnitt sind von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen vollständig abgewiesen worden.

Auch beiderseits des Trotustals setzte der Russe zu vergeblichem Ansturm gegen einige Höhenstellungen erneut Menschen und Munition ein.

Nördlich von Sulta wurden die Russen von einer ihnen kürzlich verbliebenen Höhe wieder vertrieben.

In der Großen Walachei sind Urziceni und Mizil in unserem Besitz.

Die Heeresgruppe Mackensen, insbesondere die 9. Armee, hat in den letzten drei Tagen den Rumänen über 10000 Gefangene, mehrere Geschütze und viel Feldgerät abgenommen.

Ententetruppen, vornehmlich die Serben, erlitten auf beiden Cerna-Ufern auch gestern wieder eine schwere blutige Schlappe.

Eines unserer Unterseeboote versenkte am 4. Dezember in der Nähe von Malta den in Diensten der französischen Marine fahrenden Transportdampfer „Algérie“ (4035 Tonnen) auf der Rückreise von Saloniki nach Frankreich. Die an Bord befindlichen Militärpersonen, 1 Offizier und 6 Mann, wurden gefangengenommen.



Generalleutnant v. Hoeppner, der neue Kommandierende General der Luftstreitkräfte, bei den Fliegern an der Westfront: Der General im Gespräch mit einem von einem Erkundungsfluge zurückgekehrten Fliegeroffizier. (Mil. Film- & Fotostelle.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Reichskanzler v. Bethmann Hollweg machte im Reichstag Mitteilung von einem Friedensangebot des Vierbundes an die Feinde.

13. Dezember 1916.

An der siebenbürgischen Ostfront wiesen auch gestern deutsche und österreichisch-ungarische Truppen Angriffe der Russen im Gyergyogebirge und beiderseits des Trotustales ab.

In Rumänien ist der Feind, der sich, durch russische Kavallerie verstärkt, an der stark angeschwollenen Jalomitza nochmals gesetzt hatte, wieder in vollem Rückzuge nach Nordosten. Die Donau- und die 9. Armee drängen auf der ganzen Front nach. An der Straße nach Buzau gewannen wir erheblich Gelände und machten gestern dort und im Gebirge über 4000 Gefangene.

General Nivelle ist an Stelle Joffres zum Oberkommandierenden der Armeen im Norden und Nordosten ernannt worden, General Gouraud als Nachfolger Lyauteys zum Generalresidenten Frankreichs in Marokko.

14. Dezember 1916.

Im Gyergyogebirge und im Trotustal setzten die Russen ihre verlustreichen, aber ohne jeden Erfolg verlaufenden Angriffe fort.

Die Große Walachei südlich der Bahn Bukarest-Cernavoda ist vom Feinde gesäubert.

Die östlich der Cerna von Serben geführten Angriffe sind unter schweren Verlusten vor den bulgarischen Stellungen zusammengebrochen.

15. Dezember 1916.

Auf dem Westufer der Maas versuchten die Franzosen in dreimaligem Angriff umsonst, die ihnen vor kurzer Zeit auf Höhe 304 südöstlich von Malancourt entrissenen Gräben zurückzunehmen.

Östlich des Flusses setzten sie zu mehrmaligen Angriffen an. Am Pfefferrücken scheiterte das Vorgehen der Sturmwellen in unserem Abwehrfeuer. Auf den Südhängen vor Fort Hardaumont kam der Angriff in unserem Zerstörungsfeuer nicht zur Entwicklung.

Die gestrigen Angriffe der Russen an der siebenbürgischen Ostfront hatten zumeist den gleichen Mißerfolg wie die der Vortage. Auf einer Anhöhe gelang es dem Gegner, Fuß zu fassen.

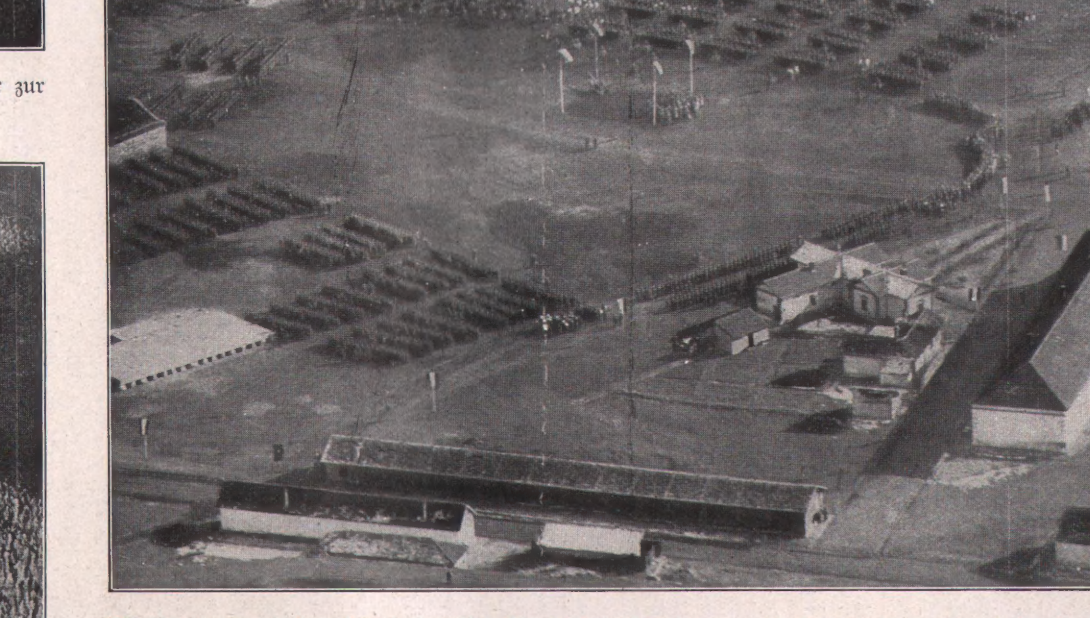
Brennende Dörfer zeigen den Weg durch die Große Walachei, den der Russe auf seinem Rückzuge genommen hat. Im Gebirge leistete der Feind in befestigten Stellungen Widerstand. Sie wurden durchbrochen. Buzau ist genommen. 4000 Gefangene konnte die 9. Armee von gestern und vorgestern als Ergebnis melden.



Über Flandern von englischen Fliegern im vergangenen Sommer zur Vernichtung der Ernte abgeworfene Brandbomben.

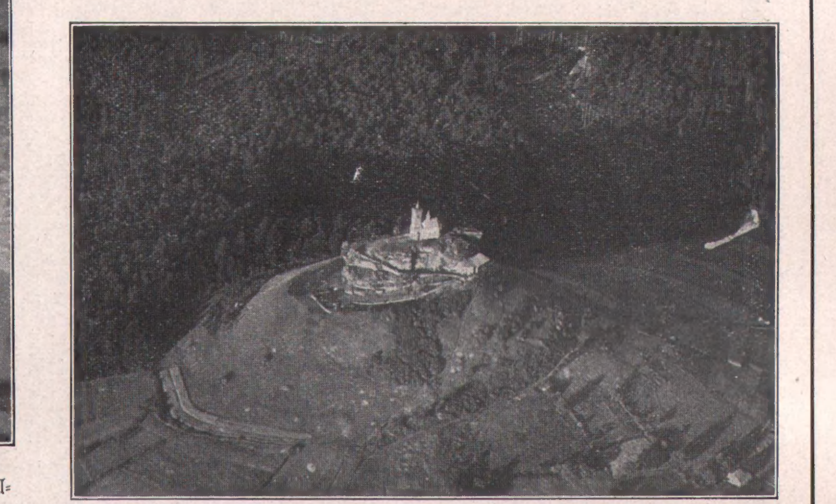


Der in den ersten Kriegsmonaten vielgenannte Berg Donon in den Vogesen.



Die Parade in Nisch anläßlich des Besuches Kaiser Wilhelms am 18. Januar 1916, von einem deutschen Fesselballon aus aufgenommen.

Berglandschaft in den Vogesen.



Die Dagsburg in den Vogesen.



Flugplatz einer deutschen Fliegerabteilung in den Karpathen.



Von englischen Fliegern über flandrischen Getreidefeldern zum Zwecke der Brandstiftung abgeworfene Phosphorbomben.

Mit der Kamera im Flugzeug und Fesselballon.

Deutsche Armee-Zeitungen. / Von Museumsdirektor Prof. Dr. Schramm-Leipzig.

Der große Weltkrieg hat uns viele Überraschungen gebracht und viel Großes gezeitigt. Unser deutsches Volk kann stolzer als je auf seinen Namen und seine Eigenart sein. Was hat der tiefe sittliche Ernst neben unverwüstlichem Humor alles zuwege gebracht! Erst nach Beendigung des großen Völkerringens wird man dies im einzelnen erfahren. Wahrhaft deutscher Geist zeigt sich bis ins Kleinste. Deutsche Begeisterung hat vieles geschaffen, was man den „Barbaren“ nicht zugetraut hat. Nicht das schlechteste Beispiel dieser Art sind unsere zahlreichen Feldzeitungen! Wohl haben auch unsere Feinde solche geschaffen. Was aber haben sie unseren großen Armee-Zeitungen mit ihrem wirklich wertvollen Inhalt gegenüberzustellen? Eintagsfliegen, die schon wegen ihres hetzerischen Tones die Geschichte bald vergessen haben wird.

Nr. 1 der „Gazette des Ardennes“ vom 1. November 1914. (Verkleinert 1 : 4.)

Die Zahl der deutschen Feld- und Schützengraben-Zeitungen ist so groß, daß ihre Würdigung in einem Artikel unmöglich ist; schon die Aufzählung ihrer Titel würde ganze Seiten füllen. Daß ihr Wert verschieden ist, ist selbstverständlich. Oft sind kleine, ganz primitiv hergestellte Blättchen ihres Inhalts halber sehr beachtlich, während größere sich mehr an der Oberfläche halten und nur einen Überblick über die Kriegsereignisse und die Geschehnisse zu Hause und im Ausland geben. Was aber jedem Freund der Presse wertvoller ist, das ist der eigene Geist, die eigene Kraft, die aus vielen dieser Blätter unmittelbar zu uns spricht und als solche, auch wenn der schreckliche Weltkrieg einmal zu Ende sein wird, in diesen Zeitungen, die wirkliche Kinder des Weltkrieges sind, fortleben wird. An einzelnen von ihnen wird der Geschichtschreiber nicht ungestraft vorübergehen dürfen, die im folgenden nur kurz gestreift seien.

Einen ehrenvollen Platz in der Kriegsliteratur wird immer die „Liller Kriegszeitung“ einnehmen. Als im Spätherbst 1914 der Stellungskrieg begann, wurde sie auf Befehl des Kronprinzen Rupprecht von Bayern als illustrierte Zeitung für die Soldaten der 6. Armee ins Leben gerufen. Als Schriftleiter wurde der Hauptmann d. L. Paul Oskar Höcker kommandiert, dem eine Zeitlang der Rittmeister Georg Freiherr v. Ompteda zur Seite stand. Die stillstehende Druckerei der Liller Tageszeitung „Echo du Nord“ wurde beschlagnahmt, Mannschaften aus dem Druckergewerbe wurden aus dem Bereich der 6. Armee kommandiert, ein Teil des französischen Personals des „Echo du Nord“ bei guten Lohnsätzen beibehalten. Mit vielen Schwierigkeiten wurde der Betrieb Schritt für Schritt so ausgebaut, daß er jetzt nach den in Deutschland für das Druckgewerbe herrschenden Grundsätzen und Vorschriften geregelt ist. Mit Freuden hat jeder, der die „Liller Kriegszeitung“ verfolgt hat, feststellen dürfen, daß sie dank vorzüglicher Leitung weit über das hinausgeht, was sonst in der Eile gedruckt zu werden pflegt. Neben Höcker und Ompteda arbeiten an ihr noch der Gefreite Dr. Paul Weiglin, im Zivil Redakteur von „Velhagen und Klasings Monatsheften“, ferner die Schriftstellerin Friedel Merzenich für den humoristischen Teil der Beilage „Kriegsflugblätter“ und Unteroffizier Arnold, der bekannte Münchner Karikaturist.



PRIX : 5 CENTIMES

Charleville, le 31 Mai 1916

Gazette des Ardennes

LA 200me GAZETTE

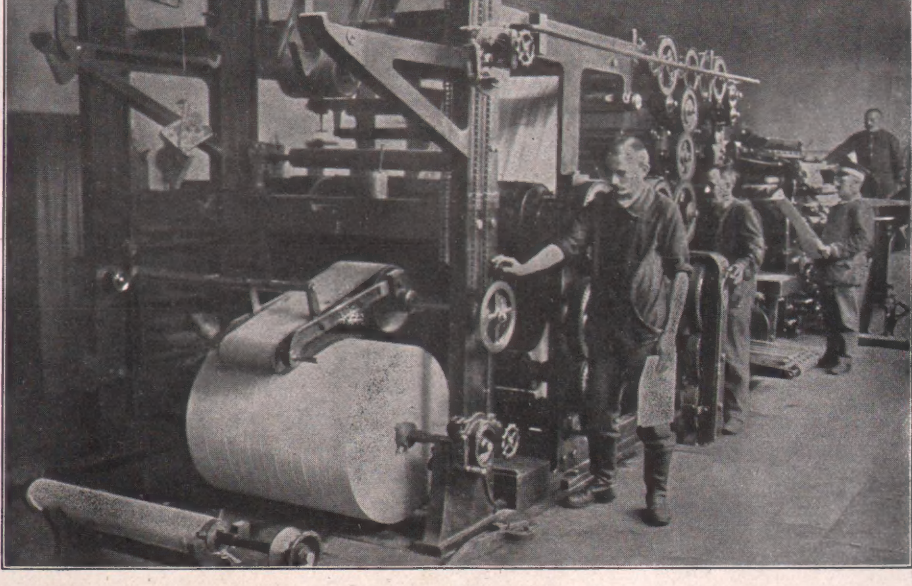
LES DEUX VILLES

LES HUIT VILLES

Nr. 200 der „Gazette des Ardennes“ vom 31. Mai 1916. (Verkleinert 1 : 4.)



Setzerei.



Druckerei.

Durch die Tagesberichte der deutschen Heeresverwaltung ist den weitesten Kreisen die „Gazette des Ardennes“ bekannt, eine Zeitung, die in ihrer Wirkung insbesondere auf die besetzten Gebiete und weit darüber hinaus nicht überschätzt werden kann. Ihre erste Nummer erschien bereits am 1. November 1914. Sie wird in der Druckerei einer französischen Provinzzeitung, deren Rotationspressen allerdings erst von unseren Feldgrauen instand gesetzt werden mußten, hergestellt und im unbesetzten Frankreich sehr peinlich empfunden, da sie einen außerordentlich großen Leserkreis hat, der sich insbesondere dadurch steigerte, daß die Namen der in Deutschland befindlichen französischen Gefangenen dort veröffentlicht werden, was, wie wir dem „Temps“ vom 24. April 1915 entnehmen, dazu führte, daß diese Gefangenenlisten beim Comité Ardennais im Palais Royal in Paris aufgelegt werden. Nummer 1 der „Gazette“ erschien in einer Auflage von 4000, während die Nummer 324 bereits eine Auflage von 153000 Stück aufweist. Diese Zahlen sprechen mehr als viele Worte. Sie sind vor allem wohl veranlaßt durch den seit Anfang des Jahres 1916 außer den Gefangenenlisten weiteren neuen, die einheimische Bevölkerung besonders interessierenden Lesestoff: die Listen der im besetzten Frankreich verstorbenen Franzosen, der in Frankreich gefallenen Offiziere und Mannschaften, aus französischen Zeitungen ausgezogen, und der durch Geschosse der französischen oder verbündeten Truppen getöteten oder verwundeten Einwohner des besetzten Gebietes sowie die Ortsberichte, die von französischen Einwohnern über die heimischen Verhältnisse erstattet werden.





Französische Zeitungsverkäufer.

Daß neben der Tagesausgabe noch eine illustrierte Ausgabe, die zweimal monatlich erscheint, existiert, und diese jetzt eine Auflage von 90000 erreicht hat, zeigt schlagend die Bedeutung dieser „Gazette des Ardennes“, von der man noch lange auch im besetzten Frankreich reden wird.

Außerordentlich rührig ist die „Zeitung der 10. Armee“, die von dem Leutnant d. R. Urbach geleitet wird. Man muß sich über die Vielseitigkeit nicht nur der Zeitung selbst, sondern auch des Druckereibetriebes wundern. Mit viel Liebe, Aufopferung und Verständnis wird hier gearbeitet. Man glaubt einen Friedensbetrieb vor sich zu haben, so exakt, so vorzüglich funktioniert hier alles. Selbst im letzten Moment eingetroffene Meldungen werden noch berücksichtigt. Als Hindenburg zum Oberbefehlshaber aller deutschen Streitkräfte ernannt wurde und diese Nachricht während des Druckes der Nummer einlief, wurde wie bei einem im tiefsten Frieden arbeitenden Großbetrieb sofort die Unterschrift unter einem

Aus dem Betriebe der „Gazette des Ardennes“.

Bilde der im Druck befindlichen Nummer geändert, so daß der größte Teil der Auflage bereits die richtige Unterschrift brachte. Sogar eine „Korrespondenz der Zeitung der 10. Armee“ wird herausgegeben, deren Nachdruck unter Quellenangabe unentgeltlich gestattet ist. Und dazu die vielen amtlichen und nichtamtlichen Drucksachen, die die Zeitungsdruckerei im Drucke besorgt! Es ist ein wirklicher Genuß, vor allem die geschmackvoll ausgestatteten Programme zu allen möglichen Veranstaltungen zu sehen, sei es, daß es sich um ein Wettspielfest oder um ein Rasensportfest oder um eine Wohltätigkeitsveranstaltung und dergleichen handelt. Selbst Vivatbänder hat die Armeezeitung herausgegeben, die Franz Stassen und Fred Hendrick entworfen haben. Das Wertvollste ist aber doch die Armeezeitung selbst! Was steckt alles an Inhalt in dieser alle zwei Tage erscheinenden Zeitschrift, an tiefem Ernst, an wahrhaft guter Belehrung, an gutem Humor, an Augenblickskunst!

Der „Zeitung der 10. Armee“ im Osten möchte ich den „Schützengraben“ im Westen gegenüberstellen, diese Zeitung des Reservekorps, das bis vor kurzem der jetzige preußische Kriegsminister v. Stein geführt hat. Auch hier herrschen dieselbe Rührigkeit und derselbe umfassende Betrieb, der sich nicht darauf beschränkt, seine Zeitung herauszugeben, sondern sogar so weit geht, wertvolle Literatur zu schaffen, die für die Geschichte dieses Weltkrieges für immer von Bedeutung bleiben wird. Schon der Titelkopf des „Schützengraben“ zeigt, daß Schriftleitung, Druckpersonal und Mitarbeiter mit Liebe an ihrer Korpszeitung hängen! Jedesmal hat ein anderer Künstler ihn entworfen. Sind auch solche von weniger großer künstlerischer Bedeutung darunter, die Mehrzahl von ihnen wird jeden Freund der Kleinkunst erfreuen, einzelne sogar durch ihren Humor ergötzen. Und der Inhalt der Zeitung! Man merkt ihm an, daß hier Truppen aller deutschen Stämme unter einem Befehl stehen, und das gibt der Zeitung ihren besonderen Reiz und Wert.

Wenn wir die künstlerische Ausstattung besonders betonen, so darf die „Kriegszeitung der 4. Armee“ nicht vergessen werden. Ihre Beilagen werden immer von Wert bleiben. Kein Wunder, sind doch bei dieser Zeitung Künstler wie Lucian Bernhard, Paul Plontke und Breest tätig, die Hauptblatt und Beilagen mit Bildern schmücken, welche es verdienten, in weitesten Kreisen bekannt zu werden. Aber auch die Artikel, die sie enthält, haben mehr als Augenblickswert, was ihrer Schriftleitung ein glänzendes Zeugnis ausstellt.

Die Feldzeitung der 3. Armee führt den Titel „Der Champagne-Kamerad“. Auch sie wird ihrem Stoffe nach den Krieg überdauern, am meisten vielleicht bei denen, welche ihr draußen im Felde treue Leser gewesen sind. Nummern mit photographischen Aufnahmen und künstlerischen Zeichnungen aus der Champagne-Landschaft werden manchem Kriegsteilnehmer noch nach Jahren eine liebe Erinnerung sein und in ihm in Friedenszeiten die Stimmungen, die er in seinem „Wald- und Kriegs-Menschen-Dasein“ durchlebt hat, wieder wachrufen.



Kapitänleutnant Max Valentiner,

der als Führer eines Unterseeboots bisher 128 Schiffe mit zusammen 282 000 Tonnen versenkt hat und jetzt mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet wurde. Eine der letzten Leistungen Valentiners war die erfolgreiche Beschießung des Hafens von Funchal auf Madeira, wobei das französische Kanonenboot „Surprise“, das Unterseeboots-Transportschiff „Känguruh“ und der bewaffnete Handelsdampfer „Dacia“ vernichtet wurden. (Hofphot. Ferd. Urbahns, Kiel.)

Kurz vor Weihnachten konnte die „Feldzeitung der Bugarmee“ den ersten Jahrestag ihres Bestehens feiern. Ihren Zweck und ihr Ziel faßt aus diesem Anlaß der Etappeninspekteur Exzellenz v. Thiesenhausen in die Worte zusammen: „Der Soldat will wichtige Nachrichten schnell erfahren, er will aber auch durch ein gutes, kräftiges Wort gestärkt sein.“ Er hat damit den Wert der Zeitung treffend charakterisiert, die unter den größten Schwierigkeiten immer für unsere Feldgrauen rasch und frisch zur Stelle war.

Noch sind damit die Zeitungen der größeren Truppenverbände nicht alle genannt, geschweige denn die der kleineren und kleinsten Verbände, in denen viel köstliches und inhaltsreiches Material steckt. Ein abschließendes Urteil wird man vor Beendigung des Krieges überhaupt nicht fällen können. Jetzt heißt es sammeln, um später in ruhigen Zeiten die Werte heben zu können. Und sie sind es wert, gehoben zu werden! Mag auch noch soviel Gleichgültiges und Minderwertiges geschrieben und gedruckt worden sein — in Friedenszeiten ist es auch nicht anders — viel sittlich wertvolles Gut und herrlicher Humor ist da und dort zu finden.

Kriegschronik.

16. Dezember 1916.

Am 15. Dezember gelang es den Franzosen an der Nordostfront von Verdun, uns aus der vordersten Stellung in eine zweite vorbereitete Linie Talourücken-Höhe nördlich Louvemont-Chambrettes-Ferme, südlich von Bezonvaux zurückzudrängen. In rastlosen Kämpfen hat der linke Flügel der 9. Armee die Straße Buzau-Rimnicu-Sarat erreicht; östlich von Buzau ist der gleichnamige Flußabschnitt, vom rechten Flügel der Übergang über die Calmatuiulniederung erkämpft. Wieder sind 2000 Gefangene eingebracht. Die Donau-Armee dringt unaufhaltsam nach Nordosten vor. — In der Dobrudscha hat der Russe seine südlichsten Stellungen aufgegeben. Bulgarische, osmanische und deutsche Truppen haben in rascher Verfolgung die Linie Cogealac-Cartal-Harsova überschritten.

17. Dezember 1916.

Auf dem Ostufer der Maas haben die Franzosen gestern ihren Angriff fortgesetzt. Nach hartem Kampf ist ihnen Bezonvaux und der Wald westlich des Dorfes verblieben. Ihre nordwärts weitergeführten Stöße sind vor unseren Stellungen auf dem Höhenrücken nördlich des Dorfes Bezonvaux zusammengebrochen.

Nach starker Feuervorbereitung griff der Russe bei Illuxt (nordwestlich von Dünaburg) an; er wurde abgewiesen.

Nördlich der Bahn Kowel-Luzk stürmten Teile des brandenburgischen Reserve-Infanterieregiments Nr. 52 die russische Stellung in etwa 600 Meter Breite. 5 Offiziere, 300 Mann konnten gefangengenommen, mehrere Maschinengewehre und Minenwerfer als Beute zurückgesandt werden.

(Fortsetzung der Kriegschronik auf Seite 58.)





Links: Die Besatzung des deutschen U-Bootes, das den russischen Munitionsdampfer „Suchan“ vom Nördlichen Eismeer nach einem deutschen Hafen einbrachte. Von links nach rechts, stehend: Deckoffizier Berner, Oberleutnant z. D. Maertens, Deckoffizier Bergmann; sitzend: Marineoberingenieur Ahrens, Kapitänleutnant Busz (Kommandant), Oberleutnant d. Res. Hashagen (Prisenoffizier). Rechts: Der russische Munitionsdampfer „Suchan“.

Zur Aufbringung des auf der Reise von Amerika nach Archangelsk begriffenen russischen Munitionsdampfers „Suchan“ im Nördlichen Eismeer durch ein deutsches Unterseeboot.

Jugendschuld. Novellette von Adolf Vögtlin.



s ist mir nun gleichgültig, wann ich sterbe. Ich fühle mich am Ende meiner Kraft und habe sie redlich ausgenützt. Dabei ward ich inne, welch tiefes Glück es uns gewährt, anderen dienen zu können, ohne an sich selber denken zu müssen. Aber dies ist auch der einzige Weg, um die Folgen einer ungewollten Schuld zu ertragen, die man nicht bereuen, sondern nur büßen kann. Ich habe gebüßt, und mir ist nun, als sei meine Seele flügge geworden . . . Komm doch noch einmal herauf zu mir, mein lieber, treuer Kamerad, wenn Du Dich für einen Tag frei machen kannst."

So lautete der Schluß des letzten Briefes, den ich von meinem aufrichtigsten Studienfreund erhielt, und der mich erschütterte. Wohl war es mir aufgefallen, wie ernst er schon auf der Universität das Leben nahm, wie er sich kein Vergnügen, sondern im Gegensatze zu vielen Studenten nur die Freuden des Wissens und des Erkennens gönnte, und wie er sich mit einem wahren Heißhunger auf das Studium der Medizin warf; nie jedoch wäre es mir eingefallen, hinter seinem übermäßigen Arbeitsdrang eine Veranlassung zu suchen, die nicht der lautersten Quelle entsprungen wäre. Denn ein reinerer Charakter war mir im Leben nicht begegnet. So gab mir der Sterbende ein Rätsel über den auf, der mir im Leben als die Klarheit selbst erschien. Ich war es unserer Freundschaft schuldig, mir sein Bild in der Erinnerung rein zu erhalten, und griff zum Wanderstecken.

Als ich in das in einem sonnigen Hochtal gelegene Dorf Hohwangen hinaufkam, wo Helmer seit zwei Jahrzehnten gewohnt und gewirkt hatte, standen auf allen Plätzen und Straßen schwarzgekleidete Männer umher. „Wem gilt's?" fragte ich. „Der Doktor ist gestorben", antwortete mir einer der Bauern ernst und gemessen, und ich merkte wohl, daß ich unter wirkliche Leidtragende geraten war. Ein Freund und Berater hatte sie verlassen, der ihnen unersetzlich schien. Die weit verstreute Bewohnerschaft des ganzen Hochtals hatte sich eingefunden, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

„Ja, das war einer!" meinte ein Alter; „der konnte mehr als bloß Mixturen verschreiben. Wenn der einem ins Auge sah, so wußte er gleich, ob einer sauber war ums Nierenstück."

Ich kam also gerade zur rechten Zeit, um der Bestattung meines Freundes Helmer beizuwohnen. Nun sah ich auf dem Gottesacker, was ich nie für möglich gehalten hätte, die hartsehnigen Männer der Berge weinen und sich die Augen wischen, zu Dutzenden, als hätte jeder von ihnen einen Sohn verloren.

Nach der Beerdigung suchte ich Helmers Schwester auf, die ihm den Haushalt geführt hatte. Sie raffte sich aus ihrem Schmerze auf, gerade wie er es zu tun gewohnt war, und ich entnahm ihrem Händedruck, wie es sie freute, daß ich so weit hergekommen war. Sie lud mich nach Landesbrauch zum Leichenmahl ein, begriff es aber, als ich die Einladung ausschlug und ihr versprach, dafür nach Beendigung desselben zurückzukehren und mit ihr über den Heimgegangenen zu reden. Ich kam am späten Nachmittag meinem Versprechen nach. „Er muß viel geliebt worden sein", sagte ich, indem ich erzählte, was ich alles über Helmer gehört hatte.

„Ja, anhänglich waren ihm die Menschen; das muß ich sagen."

„Er ging zu früh von ihnen, wie auch von uns."

„Und doch", sagte sie unter Tränen, „muß ich mich wundern, daß er so lange aushielt, all die Jahre hindurch, bei Schnee und Sturm und Tag und Nacht . . . Tag und Nacht," wiederholte sie, „und all die Leiden der anderen hat er in seinem Herzen mitgelitten."

„Drum konnte er sie mit Worten heilen", bemerkte ich.

„So ist's. Das sagten die Kranken alle, wie ihnen wohl geworden sei, sobald er nur mit ihnen gesprochen hätte . . . Aber dieser unselige Eifer hat ihn zu früh verzehrt." Und wieder brach sie in Tränen aus.

Jetzt wagte ich mich mit der Frage hervor, was für eine Schuld ihn wohl so mächtig zur Arbeit, zur Selbstaufopferung gedrängt haben möge.

„Das hat er gewiß irgendwo aufgezeichnet!" Und sie holte einen Stoß Aufsätze hervor, unter denen sich Erzählungen und Betrachtungen fanden, welche er niedergeschrieben hatte, wenn er, wie das in letzter Zeit häufig geschah, den Schlaf nicht finden konnte. Ich nahm die Papiere mit ihrer Einwilligung nach Hause, um sie zu ordnen, und wenn sie der Veröffentlichung wert wären, durch den Druck zu vervielfältigen. Die Frage, die mich quälte, fand ich in folgender Niederschrift gelöst.

Erich.

So oft ich den Namen hören oder lesen muß, will mir der Herzschlag stocken und eine Schwäche mich befallen. Nach einer kurzen Weile strömt mir das Blut in mächtiger Woge nach dem Kopf, und ich sehe dann in meinem Geist ein Bild, das mich ergreift, und das mich niederwirft, so daß ich haltlos schluchzen und aufschreien muß. Wenn ich mich länger seiner Betrachtung hingab, packte mich eine fassungslose Wut gegen mich selbst, und ich habe mich in letzter Zeit darüber ertappt, wie ich mich selbst würgte und Anstalten traf, um mir das Leben zu nehmen. Ein Glück dann, wenn mich zufällig ein Klopfen an die Türe des Sprechzimmers, eine wichtige Notiz in meinem Tagebuch oder der Ruf meiner Schwester an die Pflicht meines Amtes erinnerte. Das alles sagt mir jeweilen, daß mein Leben einen andern Zweck hat, als sich in Grübeleien über das Schicksal des Menschen zu verzehren; und ich vermag mich alsdann aufzuraffen und mich der Selbstzerknirschung zu entreißen.

Allein ich machte mehrmals die Wahrnehmung, daß mein Geist sich in solcher Verwirrung die unselige Begebenheit aus meiner Jugendzeit anders ausmalte, als sie sich zutrug; daß er sie mit gewissen Momenten aus dem Leben von Verbrechern verknüpfte, worauf ich in einen Zustand dumpfen Brütens versank und furchtbare Anklagen gegen mich selbst erhob, als hätte ich meinen liebsten Jugendfreund mit Vorbedacht erschlagen. Um nicht an mir irre zu werden und meine Seele vor Verzweiflung zu bewahren, muß ich das Geschehnis einmal bei ruhigen Sinnen und klarem Geiste niederschreiben, so wie es sich in Wirklichkeit zutrug. Denn wenn auch einstweilen in meiner Erinnerung noch alles deutlich ist und in vollem Lichte daliegt, bin ich nicht davor sicher, daß eines Tages mein erregtes Gewissen seine dunkelsten Schleier darüber legt, alles Licht verscheucht, der Schatten aus der Jugendzeit wiederkehrt und mir so das Geschehnis zu einem folternden Schreckbild verzerrt. Eine Beruhigung blieb mir bis heute. Ich sehe dich, mein kleiner blonder Freund, in engelgleicher Schönheit; ich sehe deine blauen Siegfriedaugen, deine reine Stirn, deine herrliche Haltung und erinnere mich deines Benehmens, das immer den Eindruck hinterließ, du seiest berufen und bestimmt, uns zu deinem angeborenen Edelmenschentum emporzuziehen — und zwar durch dein bloßes, im stillen wirkendes Beispiel. Nie entdeckte ich einen Flecken in deiner Seele, nie dachte ich deiner anders als in aufblickender Liebe und Freude. Nie gabst du mir Grund, dich zu beneiden oder dich zu hassen, und so wußte ich in meinem Wesen keinen Anlaß zu finden, weshalb ich dir je etwas hätte zuleid tun sollen.

Und doch erschlug ich dich.

Als ich das erstemal auf dich aufmerksam wurde, warst du schon ein kleiner Held. Es war in der untersten Klasse des Gymnasiums, die wir zur selben Zeit bezogen. Wir saßen alle, in eine mathematische Aufgabe vertieft, fast feierlich still in unseren Bänken. Man hörte nur das Geräusch der schreibenden Federn auf dem Papier. Plötzlich fuhr einer von unsern Kameraden, der in einen Irrgarten hineingetreten war und sich nicht mehr hinausfand, in seiner selbst unbewußtem, angstvollem Unmut auf und rief: „Das soll doch der Kuckuck holen!" Die ganze Klasse brach in ein Gelächter aus. Der Herr Oberlehrer, der zum Fenster hinaus dem lustigen Schneetreiben zugesehen hatte, kehrte sich um und fragte barsch: „Wer ist der Ruhestörer?" Gleich hatte er auch einen bestimmten Verdacht in Bereitschaft; er fuhr den Lehmann, der arg mitgelacht hatte, an und sagte: „Nächsten Mittwoch nachmittag zwei Stunden Arrest!"

Da erhobst du dich und sagtest ganz ruhig und gemessen: „Herr Oberlehrer, der Lehmann war es nicht!"

„So, wer war es denn?"

„Das weiß ich nicht."

„Dann schweigen Sie!"

„Ich dachte nur, es möchte Ihnen unangenehm sein, einen Unschuldigen zu bestrafen."

Der Lehrer biß sich in die Lippen, sah dir in die Augen, als ob er dich mit seinen strengen Blicken durchbohren wollte, und schritt langsam auf dich zu. Aber du standest, wanktest nicht und schlugst auch die Augen nicht vor ihm nieder. Inzwischen bekam er sich in seine Gewalt und sagte nun ruhig zu dir: „Ich glaube Ihnen. Sie können sich setzen. Der Schuldige wird sich nach der Stunde bei mir melden."

Du hattest einen kleinen Sieg errungen; aber ich sah, wie du nun, als wäre nichts geschehen, dich gelassen hinter deine Rechnung machtest

und alles um dich her vergaßest, um zu einem guten Ende zu kommen. So selbstverständlich war das für dich gewesen, was du getan hattest! Und doch hätte keiner von uns gegenüber dem Gewaltigen das gleiche gewagt. Seit jener Stunde lebtest du in meinem Herzen. Ich suchte dich in jeder Ruhezeit auf. Wir gewannen einander lieb, und endlich fanden wir uns im Verlauf des Winters, bald bei euch, bald bei uns zu Hause bei Spiel und Arbeit zusammen, und wir fühlten es wohl, daß jeder von uns um ein Leben reicher geworden war, von dem er nicht wieder lassen würde. Dein Studierzimmer war mir so vertraut wie dir das meinige. Wir lasen dieselben Bücher, jeder nahm Anteil an des andern Liebhabereien, und unsere Eltern hatten die Einsicht, uns auf Wanderungen zu schicken, auf denen wir durch das Band gemeinschaftlicher Anstrengung, Entbehrung und Gefahr innerlich miteinander verwuchsen. Deine Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit erweckte in mir ein grenzenloses Vertrauen zu dir. Was soll ich weiter sagen? Mir kam es vor, als ob wir beide nur noch füreinander lebten, meine Geschwister und meine Eltern traten in ein Verhältnis zweiter Ordnung zurück; aber alle freuten sich deiner Gegenwart und gönnten mir dieses neue Leben, ein Leben in wahrer Freundschaft, von Herzen. Sie erkannten gar wohl, wie es mich bereicherte, das Wachstum meiner seelischen Kräfte förderte und mein ganzes Wesen festigte. Das alles hatte ich deiner Bestimmtheit, Gradheit und vor allem der großen Gerechtigkeitsliebe zu danken, die ich an dir bewunderte. Ich fand auch im spätern Leben, daß diese Gerechtigkeitsliebe mich mit ganz verschieden gearteten Menschen zu verbinden vermochte. Du aber hast ihr meine Seele zuerst erschlossen und sie fähig gemacht, eines der idealsten Güter der Menschen zu lieben und, was mehr ist, in meinem Wirken lebendig werden zu lassen.

Und dennoch erschlug ich dich.

Im folgenden Jahre wurden wir zwei verschiedenen Klassen zugeteilt. Das störte nun unseren persönlichen Verkehr nicht im geringsten. Aber wie im politischen Leben die Zugehörigkeit zu verschiedenen Parteien es oft zustande bringt, daß zwei gute Freunde in erbitterte Gegnerschaft geraten, so bewirkt der Klassengeist gelegentlich, daß die besten Schulfreunde sich wegen der bekannten Klassenhändel zwei feindlichen Lagern zuwenden müssen. Dabei wußten wir beide es allerdings zu vermeiden, daß wir miteinander handgemein wurden; aber wie es zu geschehen pflegt, verschärften sich die Gegensätze durch Zuträgereien und Klatsch von hüben und drüben. Sie mußten einmal zum Austrag kommen; und als unsere Klasse wegen einer Verzeigung durch die eure vom Rektor aus an einem schönen Nachmittag nachzusitzen hatte, war der Funke ins Pulverfaß geflogen. Wir forderten euch zu einem ernsthaften Kampf heraus. Die Stimmung war auf beiden Seiten gereizt und mußte sich gründlich auslösen, wenn wieder Verträglichkeit Platz greifen sollte. Ein kriegerischer Einschlag kam besonders dadurch hinein, daß der Kaiser, unter dessen Herrschaft die Einigung des Deutschen Reiches sich vollzogen hatte, sich mitten im Winter auf Besuch meldete in unserer Garnisonstadt. Die militärischen Übungen wurden mit erhöhtem Eifer betrieben; die Offiziere kamen Tag und Nacht nicht mehr zur Ruhe. Von früh bis spät hörte man von der Zitadelle her munteren Trommel- und Hörnerklang, wenn Bataillone auszogen; ab und zu Fanfaren, dann wieder die berauschenden, herzbewegenden Märsche einer Regimentsmusik.

Mir ist besonders die stolze Gestalt deines teuren Vaters erinnerlich, wie er, dem Äußern nach ein zweiter Kaiser Friedrich, mit ehernem Ernst an der Spitze seines Regiments am Münster vorbeizog.

Die große festliche Erregung, welche sich unserer Bevölkerung bemächtigt hatte, dämpfte aber doch den tragischen Anflug, den unsere Kampfstimmung angenommen hatte, und so kamen wir überein, die Fehde, anstatt mit Säbeln und Knütteln und indianischen Waffen, etwas gelinder mit Schneeballen auszutragen. Es gab sich von selbst, daß wir den Schauplatz außerhalb der eigentlichen Stadt verlegten, da man hier das Einschreiten der Professoren, vielleicht sogar der Polizei, hätte erwarten müssen. Wir wählten die Nähe der Zitadelle, wo die Übungen der Regimentsmusik für die nötige kriegerische Begeisterung sorgten.

Es war ein strahlender Winternachmittag. Das tiefe Blau des Himmels schmolz im glühenden Gold der Sonne mit dem blendenden Weiß der tiefverschneiten Ebene zusammen. Die Schneedecke war nur an der Oberfläche etwas angeweicht, und als ich mit meiner Truppe auszog, atmeten wir in vollen Zügen jene erquickende Kälte, die unser germanisches Blut so wohlig erregt und unsere Willenskraft verdoppelt. Wie strammten sich auf dem Marsch vor die Tore die Glieder; wie hoben sich unsere Herzen in Siegeszuversicht! „Einreiben wollen wir sie! Und zwar gründlich!" Und schon träumten wir uns einen Sieg, der demjenigen bei Sedan nichts nachgeben sollte. Einreiben wollten wir unsere Gegner, bis sie blau und grün wurden und um Erbarmen schrien. Aber als wir aus dem Tor der Zitadelle ins weite Feld einschwenkten und dabei die Torgasse hinunterblickten, sahen wir zu unserm gelinden Erstaunen, daß unsere Gegner nicht minder strammen Schrittes als wir hinter uns einhermarschierten, um sich auf dem Felde der Ehre mit uns zu messen. Immerhin waren wir die ersten auf dem Platze und konnten eine etwas erhöhte Stellung beziehen, wo wir uns sofort einrichteten und zum Bau einer regelrechten Schneefestung Hand anlegten. Das alles mit einer Hast und einem Eifer, als gälte es nicht nur unsere junge Ehre, sondern das Leben selbst gegen den Tod zu verteidigen. Die Krähen, die sich wegen der vielen Abfälle gerne in der Nähe der Zitadelle aufhielten, flohen aus unserer geschäftigen Nähe und ließen sich, Schlimmes weissagend, mit widerwärtigem Gekrächze auf den wenigen verschneiten Bäumen nieder, die mit ihren leeren Ästen zum Himmel langten. Hinter uns floß der dunkelgrüne Rhein; vor uns lag ein von Gräben durchzogenes Feld, die mit Weidenstrünken besetzt waren. Ein Zurückweichen gab es aus unserer Schneeburg also nicht; wir mußten einfach siegen oder sterben.

Als der Feind unser ansichtig wurde, sicherte er sich uns gegenüber seine Stellung ebenfalls durch rasche Anlegung einer Schneeburg.

Wenn ich gelegentlich, um Atem zu schöpfen, von der unter meinen Händen wachsenden Schneemauer aufblickte, konnte ich wahrnehmen, wie drüben Erich Befehle erteilte und seine Mannschaft zu emsiger Arbeit antrieb. Gewaltige Schneelawinen wurden gerollt und dann bis zu Manneshöhe aufeinandergetürmt. Die jüngere Mannschaft hatte zu gleicher Zeit hinter dem Walle ein Munitionslager aus wohlgedrehten Schneebällen zu errichten. Vereinzelte vor der Festung aufgestellte Wachtposten sorgten hüben wie drüben dafür, daß der tückische Feind nicht unversehens einen Überfall ausführen konnte. In beiden Lagern ging die schwere Arbeit leicht und stürmisch von der Hand; denn unsere Seelen beflügelten die Klänge der Regimentsmusik, die von Zeit zu Zeit vom Exerzierplatz zu uns herüberschwollen. Dieselbe heldische Stimmung beherrschte beide Lager wie die Burgunden und Hunnen auf Etzelenburg. Wir hießen ja auch die Hunnen, die drüben nannten sich Burgunden. An Wildheit standen sie aber nicht hinter uns zurück; nur daß sie, im Gegensatz zu den Nibelungen, ihren Siegfried noch bei sich hatten.

Erich hieß er diesmal. Er war ebenso edel geartet und als Knabe ebenso herrlich zu schauen wie sein Vorbild im unsterblichen Liede. Jetzt sah ich, wie er die Arbeiten musterte. Da fiel ihm auf, wie die Jungmannschaft anfing, die Schneeballen mit Wasser zu tränken und zu Eis gefrieren zu lassen, gerade wie auch bei uns Eisstücke als Kern für Schneeballen benutzt wurden. Da schrie er seine Leute an: „Ich will euch! Fort mit diesen Mordgeschossen. Wollt ihr gemein sein, so lauf' ich euch davon!"

Und er ruhte nicht eher, als bis die Eisballen in den nahen Bach geschafft waren. Ich teilte die Wahrnehmung unserm Hauptmann mit. Sofort ließ dieser Munition vor die Front bringen, um den Nachteil, in welchem der Feind sich jetzt befand, auszunützen und Erich mit seiner Truppe zu überfallen.

Allein kaum hatte Erich die Anstalten bemerkt, erteilte er seinerseits den Befehl zum Angriff und zog seine Mannschaft zu einer langen Kette auseinander, die uns, die wir geschlossen vordrangen, überflügelte und im Kreuzfeuer ergiebig zu bombardieren begann. Eine Zeitlang hielten wir stand, ließen es uns um die Ohren sausen und zischen, ohne auf die vielen Treffer zu achten. Allmählich aber fingen einige Hasen und Schwächlinge bei uns an zu fliehen und zogen sich hinter den schützenden Wall unserer Schneeburg zurück, was bewirkte, daß Erichs Burgunden nur um so entschlossener uns zusetzten.

„Heil dir im Siegeskranz!" hob drüben die Regimentsmusik an, und ihre berauschende Tonflut schien bei unseren Feinden wahnsinnige Begeisterung zu entfachen, in der der Mensch sich nicht mehr kennt. Sie kamen nach jedem Wurfe um ein paar Schritte näher. Ihre Absicht war, uns einzuschließen wie die Franzosen bei Sedan.

„Hurra!" stimmte Erich an und seine Mitkämpfer nahmen den Kampfruf auf und schritten zum Sturmangriff. Jetzt erst wurde ich gewahr, daß sie eine Art Munitionstaschen auf der Seite trugen. „Hurra!" brüllte es von allen Seiten auf uns herein. Wir wurden mit Geschossen überschüttet und mußten zurück. Wir teilten uns und flohen hinter den Wall. Bis der Feind sich neuerdings mit Munition versehen hatte, kam die Schlacht zum Stehen.

Dann erscholl des Feindes markerschütterndes Sturmgeschrei von neuem. Erich an der Spitze, griffen sie unsere Burg an. Nun packte uns die Angst, wir möchten am Ende doch in den Rhein gedrängt werden, und wir griffen zu den Mitteln der Verzweiflung. Mit Steinen und Eisstücken bewarfen wir den andringenden Feind. Spiel oder Ernst? Es war kein Unterschied mehr. Alles, was uns in die Hände geriet, war gut genug, um mit Wucht den Stürmenden entgegengeschleudert zu werden. Was man vom Boden aufrafft, man weiß es nicht, man fühlt es nicht. Nur ein furchtbarer Gedanke beherrscht mich, beherrscht uns alle: Wenn sie uns aus der Burg heraus und in die kalten Fluten des wogenden Rheins hineintreiben! Dies aber noch lieber, als daß wir uns ergeben! Bei Gott, noch lieber! Ich höre, wie da und dort einer in der Schar der Feinde getroffen aufheult. Jetzt die Stimme Erichs: „Schnöd wie die Hunnen! Sie werfen Steine, sie werfen Eisschollen!"

Ich bücke mich nach Geschossen. Blitzschnell erheb' ich mich, um sie blindlings nach den Feinden zu schleudern; blitzschnell tauch' ich wieder hinter dem Schneewall unter. Mitten im zischenden Hagel seh' ich die Gestalt Erichs, der seine Truppen anfeuert: „Nochmals heran zum Sturm! Auf, Kameraden, zum Sieg." Im Glanz der Sonne lodern seine goldhellen Locken, leuchten seine blauen Augen. Er stürmt allen voran,



Unsere Marine im Felde: Pionierwerkstätte des Marinekorps in Westflandern. Nach einer Zeichnung des nach



dem westlichen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

ein junger Siegfried, stolz und schön, mit mutig vorgebeugtem Knie. Wahrhaftig, jetzt flößt er mir Furcht ein. Mit ihm an der Spitze, müssen sie siegen; ohne ihn sind sie verloren. Jetzt ist er mein Feind. Ich raffe ein Geschoß auf. Schwer und kantig liegt es mir in der Hand. Nur einen Augenblick! Dann saust es seinen Weg.

Mir zischt es jetzt um den Kopf. Schneestücke umwirbeln mich. Sie kommen! Sie sind schon da, unmittelbar vor dem Wall! Und drüben spielen sie: „Heil dir im Siegeskranz!“

Plötzlich erschallt dumpfer Trommelwirbel. Das Feuer des Feindes flaut ab, wird eingestellt. Ich sehe, wie einzelne auf Erich zueilen. Der liegt am Boden ausgestreckt. Ich springe über den Wall, ich breche mir Bahn zu ihm. Aus seiner linken Schläfe quillt ein Blutfaden in den Schnee hinaus. Die Augen sind geschlossen. Ein Eisstück liegt neben ihm, hart und kantig. Herr und Gott! Gerade so eines hielt ich in den Händen, so eines schleuderte ich nach ihm.

War der Tod übers Feld gegangen?

Entsetzt sahen wir alle einander an, als hätte er den Besten von uns weggenommen.

„Erich, Erich!“ schrie ich, als es mich vor ihm auf die Knie warf. Allein er ist nicht aus seiner tiefen Ohnmacht aufzuwecken. Ich presse ihm Schnee auf die wunde Schläfe, ich reiße mir das weiße Tuch vom Hals, um ihm einen Verband anzulegen. Andere stellen eine Tragbare aus Baumästen her. Wir betten ihn darauf und tragen ihn schweigend nach Hause.

Ein Arzt war bald zur Stelle und tat am Bett des Freundes das Nötige. Er ließ ihn Äther einatmen. Dann gab er ihm durch einen Kunstgriff etwas zu schlucken. Noch ging der Atem, noch schlug der Puls! In meinem Herzen wollte es jubeln. Aber der ernste Ton in der Stimme des erfahrenen Mannes erwürgte meine Freude im Werden.

„Es gefällt mir nicht, daß er keinerlei Schmerz äußert“, sprach er dumpf zur Frau Oberst, der Mutter Erichs. Da sah ich, wie sie schwankte und nach einem Halt suchte. Der Arzt sah es, lieh ihr seinen Arm und führte sie hinaus.

Indessen saß ich an Erichs Lager und lauschte angstvoll auf seine schwachen Atemzüge. Ich sah ihm ins liebe Gesicht, und es war mir, als straffe sich ihm die Haut um die Nasenflügel herum.

Aber welch ein Glück! Nun schlug er die blauen Augen auf, blickte mich an und lächelte. Wahrhaftig, er lächelte, und die Sonne der Hoffnung schien mir in das zerwühlte Herz. Ich griff nach seiner blassen Hand, die schlaff über den Bettrand herunterhing wie eine geknickte Lilie. „Erich!“ keuchte ich. „Erich, verzeih mir! Weiß Gott, es geschah ohne meinen Willen!“

Und nun richtete er die weitgeöffneten Augen auf mich und drückte mir die Hand; leicht nur, aber es ging mir ins Herz, wie die Liebkosung von meiner Mutter Hand. Und ich hörte es in der Brust klopfen vor erwartungsvoller Freude.

Aber da vernahm ich die Stimme des Obersten, der draußen mit dem Arzte sprach. „Wir müssen den Täter ausfindig machen. Solche Roheit darf nicht ungeahndet bleiben.“

„Ich bin's gewesen“, rief ich. „Gleich will ich es ihm sagen“.

Da fühlte ich, wie Erichs Hand sich um meine krampfte. In kurzen Stößen ging ihm der Atem. Die Nasenflügel bebten. Dann hauchte er zu mir herüber:

„Du, Helmer? . . . Nein, nein! Ein anderer war's . . . Weiß nicht, wer. Helmer, lieber . . . gib mir die Hand drauf: sag das nicht! Schwör mir: Nicht du, nicht du!“

„Ins Gefängnis sollen mir die Rohlinge!“ tönte es drohend vom Flur herein.

Erich zerrte an meiner Hand: „Schwör mir, Helmer. Sag's nicht!“ Und ich leistete den Schwur und spürte den sanften Druck in meiner Hand. Dann fielen ihm die Augenlider zu, und der blonde Kopf drehte sich von mir ab, der Wand zu. Und nun ging ein leises Zucken durch die blasse Hand, und ich fühlte, wie sie in der meinigen die Wärme verlor. Da überfiel mich eine entsetzliche Angst, und ich eilte hinaus, um jemand hereinzurufen.

Erichs Mutter erhob sich mit einem Ruck aus ihrer Ohnmacht. Mit ihr kamen der Arzt und Erichs Vater herein. Mit einem Blick hatte sie die Lage überschaut. Laut aufschreiend warf sie sich über ihr Kind und überschüttete den Kopf des Geliebten mit schmerzverlorenen Küssen. Nochmals schlug Erich die Augen auf; nochmals fand er die Kraft, die Lippen zu öffnen: „Mama, liebe, gute . . . bitte, nicht strafen . . . nicht strafen!“

Dann wandte er sich von ihr ab, und alles war vorüber.

Von der Straße herauf drang jetzt eine dumpfe Marschmelodie ins Sterbezimmer herauf. Das Regiment, das Erichs Vater sonst führte, kehrte ohne ihn zurück. Mir war's, es klinge wie „Heil dir im Siegeskranz!“, aber ich ertrug die Qual nicht länger und stürmte hinaus. Ich eilte durch die Gassen und Straßen bis in die tiefe Nacht hinein. Nirgends litt es mich. Erst als ich zum Sterben müde war, fand ich den Weg nach Hause und verfiel sofort in einen tiefen Schlaf.

Über die Begräbnistage half mir ein schweres Fieber hinweg, und während meiner Genesung erfuhr ich so viel Teilnahme von Erichs Eltern, daß in meinem Gemüt wieder Licht ward. Nicht nur, daß sie von jeder Untersuchung abstanden, sie wünschten mich sogar an ihres einzigen Sohnes Stelle anzunehmen. Das schien mir gar nicht über die Grenzen natürlichen Empfindens zu gehen; ich hätte Gelegenheit gehabt, durch meine Liebe wenigstens die Sühne zu üben, die im Bereich menschlicher Möglichkeiten lag. Allein ich brauchte mir bloß die Trennung von meinen Eltern vorzustellen, so zuckte mein Herz und gingen mir die Augen über.

Das gab es also doch nicht.

Dann aber kam die Arbeit, die, als ich wiederhergestellt war, mir schon dadurch zur Trösterin wurde, daß sie meine Gedanken von den Wanderungen in die Gegend der bittern Erinnerung abhielt und sie an die Gegenwart fesselte, die meine Eltern, meine Geschwister und meine Kameraden mir so angenehm als möglich machten; denn alle sahen gar wohl, daß ich im stillen litt. Und so war ich auf dem guten Wege zur Befreiung von meinen Gewissensqualen, die mich nur noch in schlaflosen Nächten heimsuchten, als meine Gesundung plötzlich einen Stoß erhielt.

In der letzten Klasse des Gymnasiums lasen wir das Lied von den Nibelungen in der Ursprache. Da trug uns eines Tages der Lehrer die ergreifende Stelle von der Ermordung des lichten, gütigen Siegfried durch den düstern, neidischen Hagen vor, der dem jungen Helden, weil er ihm sonst nicht beikommen konnte, meuchlings und hinterrücks den tödlichen Speer ins Herz warf. Wir sahen den blonden Königssohn erbleichen und hinstürzen in die taufrischen Blumen, über die sich sein warmes Blut ergoß. Wir hörten, wie der Sterbende sein liebes Weib beklagte und seinen einzigen Sohn, auf dem für alle Zeiten der Makel des durch Meuchelmord erschlagenen Vaters haften bleibe. Mir wurde es heiß in der Brust. Das Herz bäumte sich auf; es wollte sich Luft verschaffen und nahm mir durch seinen Ungestüm den Atem. Und als nun der Lehrer mit warmem Anteil die Stelle las, wo Siegfried sich in Schmerzen windet und aus jammerndem Herzen heraus dem Mörder seinen Fluch zuruft: „Mein mordlicher Tod mag euch noch gereuen in der Zukunft Tagen: Glaubt mir in rechter Treue, daß ihr euch selber habt erschlagen . . .“ Da ward mir ohnmächtig, und man mußte mich nach Hause bringen.

Von diesem Anfall, der mit durch mein strenges Wachstum hervorgerufen sein mochte, erholte ich mich zwar rasch. Aber das entsetzliche Bild vom Tode des herzlieben Helden blieb in meiner Vorstellung und schreckte mich immer, wenn es einmal mit Flammenzügen vor mir aufleuchtete. Und dann erfuhr ich, wie im Verlaufe der großen Dichtung der Fluch des Helden buchstäblich in Erfüllung ging und das Geschlecht der Burgunden auf Etzelenburg der Rache Kriemhildens, der ehemaligen Gattin des Ermordeten und der nunmehrigen Gemahlin des Königs Etzel, zum Opfer fiel.

Wenngleich die Sippe des von mir Erschlagenen nicht dem Gebot der Blutrache huldigte, sondern mir durch Teilnahme mein Leid tragen half, bohrte sich immer tiefer der Gedanke in mein Gemüt ein, daß auch ich dem Geschicke nicht entrinnen könne. So oder so müsse sich die Rache an mir erfüllen. Und ich schlich fortan durch das Leben wie im Schatten einer schwarzen Wolke, die mir überallhin folgte und das Licht auf allen Wegen vor mir her verscheuchte.

Kein Entrinnen! Kein Entrinnen!

Dieser Wahn legte sich mit der Wucht der Überzeugung auf mein Denken und Sinnen und lähmte meine Willenskraft und alle frohe Entschließung. Mit knapper Not bestand ich die Reifeprüfung. Meine Lehrer hatten ein Einsehen gehabt und meinen seelischen Zustand in Rechnung gezogen.

Als Belohnung schenkte mein Vater mir einen Ferienaufenthalt in den Bergen. Der brachte mich zum erstenmal nach Hohwangen. Von der letzten Eisenbahnstation aus nahm ich den Weg unter die Füße und kam bald durch eine wilde Felsschlucht, wo sich ein schmales Sträßchen neben dem donnernden dickgelben Bach hinwand, indem es sich diesem eng anschmiegte und ihm da und dort, wo er keinen Platz für es übrigließ, in einem Brücklein mutwillig überhüpfte. Oberhalb dieser dunklen Felsschlucht lag das grüne Hochtal im goldigsten Sonnenschein; es weitete sich zwischen ansehnlichen grünen Bergen, auf deren Terrassen weiße Dörfchen mit spitzen Kirchtürmen wie Adlernester zerstreut lagen; im Hintergrund des Tales aber übergipfelten sich die wie mit glühendem Silber überflossenen Schneeberge, auf ihren mächtigen Schultern den blauen Himmel tragend.

Nie zuvor hatte ich von der Natur einen solchen Eindruck der Größe empfangen, und zum erstenmal in meinem Leben entwand sich meiner Brust ein schmetternder Freudenschrei. Von dem nahen Fichtenwäldchen und den überragenden Kalksteinwänden klang in langen Abständen ein vielfaches klares Echo zurück: „Ju-hu, ju-hu, ju-hu-hu!“ (Schluß folgt.)

Schlaflos.

Mein Harm lag wach
Mit mir die lange Nacht.
Vom Turm her höhnte der Stunden Schlag!
Hab acht! Hab acht!

Ferner zieht der Tag,
's bleibt Nacht! — 's bleibt Nacht! —
Der Regen tropfte trüb vom Dach
Die lange Nacht.

Hans Franck.



Hinter der Front in Ostgalizien: Ein Kriegsgespräch in Mielnica. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kunstmaler k. u. k. Oberleutnant i. d. Res. Robert Hofmann.

Der nähere Orient und sein Einfluß auf die Entwicklung der Technik des Abendlandes.

Von Hans Herm. Dietrich.

Wir betrachten heute die Technik als Neuland von gestern, das erst durch die Anforderungen des Bergbaues, durch Watts Erfindung der Dampfmaschine urbar gemacht wurde, wir halten sie für einen Emporkömmling in den Wissenschaften. — Mit Unrecht, denn unsere Technik ist gleichaltrig mit Theologie und Rechtswissenschaft, aber die Befruchtung durch die junge exakte Naturwissenschaft und deren Methoden brachte sie zu ungeahnter Entwicklung, und gerade die riesenhafte, alles bisher Dagewesene weit überschattende Blüte der Technik im letzten Jahrhundert, wie sie auf anderem Gebiete nur noch die Medizin, und diese ebenfalls durch ihr Zusammengehen mit der jungen exakten Naturwissenschaft zeigt, war es, die uns den Zusammenhang mit der geschichtlichen Technik vergessen ließ, und das um so leichter, weil die Technik der neuesten Zeit auf einer neuen Grundlage aufbaute, denn die frühe Technik arbeitete von der Antike bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts in der Hauptsache mit Holz und Steinen und verwendete Metalle nur als Beschläge, während unsere Baustoffe heute Eisen, Stahl und Beton sind. Und doch geht auch unsere Technik mit ihren Unterseebooten, mit ihren Luftschiffen, mit ihren riesigen Hüttenwerksmaschinen, mit ihren Brücken, ihren Kranen genealogisch in gerader Linie zurück auf die Technik der Antike; unser Zeitalter des Eisens, das die papierene Zwischenzeit der Literaten und Schöngeister ablöste, hängt eng zusammen mit dem eisernen Zeitalter der Alten!

Gewiß müssen wir auch verschiedene Nebenströmungen, verschiedene zeitlich weit auseinanderliegende Quellen in der Geschichte der Technik feststellen: die glänzenden Leistungen des Zimmermannes im Mittelalter, die sich im Hausbau, im Schiffbau zeigten, gehen auf germanische Stammeskunst, auf Deutsche und Norweger zurück; die rechnerischen Grundlagen der Technik, die Statik, die Erkenntnis der Reibungseinflüsse bei bewegten Mechanismen müssen wir in vielen Stücken auf die romanisch-germanischen und romanisch-keltischen Mischlinge der Renaissance zurückführen, denen wir auch den Ausbau der Getriebe verdanken, deren Lust an der Mechanik und am eigenartigen Mechanismus auf die Menschen der Neuzeit überging und zu wundervollen, fruchtbringenden Modellsammlungen führte, wie sie Franzosen, englische und vor allem auch deutsche Fürsten in ihren physikalischen Kabinetten schufen. Wir müssen feststellen, daß die neue Grundlage der Technik unseres Zeitalters des Eisens aus den Forderungen des Kultus und des Krieges entstand, daß sich die Großgießerei aus dem Glockenguß, daß sich die Großschmiede aus dem Geschützbau entwickelt hat, daß der Maschinenbau unserer Urgroßväter erst auf dem hierbei Gelernten fußen konnte. Aber diese neueren Strömungen dürfen uns, so wichtig sie an sich sind, nicht darüber hinwegtäuschen, daß der eigentliche Stamm unserer abendländischen Technik seine Wurzel weit durch die Jahrhunderte hindurch in den klassischen Boden der Antike zurücktreibt.

In den Boden der Antike, obgleich das Weströmische Reich an die Germanen, die es schließlich in Trümmer schlugen, unmittelbar von seinem Können und Wissen nur sehr wenig abgegeben hat. Es waren rauhe Horden, die über die Süd- und Nordgrenze des Römerreiches hereinbrachen, und die, wenn sie sich auf klassischem Grunde ansiedelten, auf dem heißen Boden des Südens bald zugrunde gingen. So mußte sich das lebendige Wissen der Alten andere Kanäle suchen, und es fand sie; es fand sie leichter als das Wissen der Ägypter und Assyrer, das



Vom Übergang der Bulgaren über die Donau bei Rustschuk.

Bulgarische Trainkolonnen nach Passieren der Pontonbrücke auf dem weiteren Vormarsch ins rumänische Land. Im Vordergrund beiseitegeräumte rumänische Drahthindernisse. (Mil. Film- & Fotostelle.)



Unsere Feldgrauen auf der Pferdebahn.



Unsere Feldgrauen beim Gemüsehandel mit rumänischen Schönen vom Lande. (Mil. Film- & Fotostelle.)



Das Haus des bekannten rumänischen Kriegshetzers Take Jonescu.

Aus der von den verbündeten Truppen eroberten rumänischen Hauptstadt Bukarest.



Leben und Treiben auf den Straßen nach der Einnahme.

sich jahrtausendelang, in Hieroglyphen versteckt, im Sande der Wüste, in tiefen Totenkammern verbarg; es fand sie, wie der alte Homer, wie die Philosophen und Klassiker des Altertums, wie sie der glänzende Bau des römischen Rechtes fand, auf dem Wege über den Osten, über Konstantinopel, über die Reiche des Balkans, die die Erbschaft der Byzantiner antraten.

Denn der Germane, wenn er zur Ruhe gekommen, wenn er seßhaft geworden ist, hat noch allemal seine Blicke über seine Hofreite hinausschweifen lassen, hat das Gute genommen, wo er es fand, hat es ausgebaut und verarbeitet. Goten und Langobarden hatten auch Kultur, oder genauer gesagt, Zivilisation von den Besiegten Westroms übernommen, aber ihre Kenntnisse gingen mit dem Verluste ihrer Reiche zum größten Teil wieder zugrunde; Ostrom war es, das seine Künstler und Gelehrten nach dem Abendland entiandte, das das verlorene Wissen wiederersetzte, das nach der Einnahme Konstantinopels durch die Türken das mosleminische Wissen befruchtete, das vor allem durch die Auswanderung seiner geistigen Streiter nach dem Abendlande in dessen Geistesleben eine neue Blütezeit schuf, deren köstliche Früchte wir noch heute genießen.

Vor der Auswanderung der rein geistigen Disziplinen in das Land des Nordens war es das praktische Können, das man vom Osten entnahm, galt es doch in den bewegten Zeiten des frühen Mittelalters vor allem anderen sich selbit und den Staat gegen alle Angriffe von außen zu schützen. So war es denn die Technik des praktischen Kriegswesens, die schon früh den Weg zum Norden fand, und in der Technik des Kriegswesens verkörperte sich schon damals, ebenso wie heute, das Beste und Vollkommenste, was die Technik überhaupt zu geben hatte.

Nur aus aufeinanderfolgenden Jahreszahlen die Geschichte der Technik zusammenzustellen, ist nicht angängig, wenigstens nicht für die Zeit vor der Erfindung der Rotationsdruckmaschine, die heute amerikanische Gedanken sehr bald in Europa bekannt macht und umgekehrt, so daß die Erfinder in den verschiedenen Ländern auf dem, was weit drüben über dem Wasser entdeckt ist, sofort weiterbauen können. Für die Frühzeit der Technik müssen wir die Brücke suchen, die, räumlich betrachtet, von einem Wissensgebiet zum andern führt, wenn wir den Zusammenhang, wenn wir die Entwicklung in der Geschichte der Technik feststellen wollen.

Der Altmeister unserer abendländischen Technik ist Kyeser von Eichstätt, ein fränkischer Edelmann, dessen Bilderhandschrift „Bellifortis“ vom Jahre 1405 in der Göttinger Universitätsbibliothek aufbewahrt wird. Er hat uns auf etwa achtzig Tafeln allerlei Kriegsmaschinen und sonstige für Angriff und Verteidigung zweckdienliche Einrichtungen, wie Wasser- und Dampfleitungen, hinterlassen. Auf seiner Schrift fußen alle die späteren Waffenbücher, die sich in verschiedenen Bibliotheken befinden. Aber sein Werk setzt uns nicht an den Anfang, es setzt uns mitten hinein in eine hochentwickelte Holz-Eisentechnik, die allerlei Maschinen, Krane, Winden, ja sogar durch einen Inhalt von heißer Luft getragene frei fliegende Seidenschläuche als Feldzeichen kannte.

Wo hat Kyeser sein Wissen geschöpft? Gewiß war von der Technik Westroms nicht alles verlorengegangen, fand doch das mystische chemische Wissen der Alten von Alexandrien über Nordafrika und Spanien den Weg zu uns. Sicher besaßen auch die Germanen eine bodenständige Handwerkskunst. Namentlich durch Mönche mag auch vieles aus dem Wissenskreis der Mittelmeerländer über Rom nach dem Norden gelangt sein, was auch dadurch belegt wird, daß uns von einem Mönch Theophilus aus der Zeit von 1100 zwei Handschriften über kirchliche und profane Technik erhalten sind, die „Schedulae diversarum artium“, und das „Lumen animae“, in denen Werkzeuge, wie Hobel und Zangen, Locheisen und Hämmer, beschrieben werden, und in denen gezeigt wird, wie man Papier machen, härten, im Gesenk schmieden, malen, schwärzen und tauschieren soll. Und doch ist es nicht angängig, von Kyeser den Sprung auf Theophilus zu machen, weil die angewandte Technik Kyesers auf ganz bedeutend höherer Stufe steht als die Handwerkerkunst des Theophilus.

Kyesers Buch weist uns vielmehr in gerader Richtung nach Byzanz. Ostrom hatte Ingenieure bei seinen Heeren, wie die alten weströmischen Legionen Geometer hatten. So war der Anonymus Byzantinus, der Verfasser einer kriegswissenschaftlichen Handschrift, die sich in Florenz befindet, Ingenieur



Eintreffen rumänischer Gefangener.

Justinians, lebte also in der Zeit von 527 bis 565 n. Chr. und hatte Gelegenheit, sein Wissen in den Donaufeldzügen des Kaisers zu verwerten. Die Oströmer hatten auch in ihren „Epitoma rei militaris“ fünf Bücher über die Technik im Kriegswesen, die Flavius Vegetius Renatus wahrscheinlich unter Theodosius dem Großen, also in der Zeit von 379 bis 395 n. Chr. geschrieben hatte. Sie besaßen damit ein kriegswissenschaftliches Buch, das außerordentlich zahlreiche Angaben über Hilfsmittel für militärische Zwecke enthielt, dessen Bedeutung auch daraus zu erkennen ist, daß noch heute von ihm nicht weniger als 150 Handschriften erhalten sind. Es ist sicher, daß des Vegetius' Buch ebenso wie Cäsars Schriften von größtem Einfluß auf die Art der Kriegsführung gewesen ist, ist es doch noch in der Zeit von 1475 bis 1487 in fünf gedruckten Ausgaben erschienen, darunter 1476 in einer Verdeutschung von Hohenwang mit beigefügten Bildern, die den Ehrennamen „Der deutsche Vegez“ erhielt.

Zu vielen Angaben des Vegetius könnten, wenn sich auch kein unmittelbarer Zusammenhang nachweisen läßt, die Tafeln Kyesers als zugehörige Abbildungen betrachtet werden, so genau stimmt die Darstellung bei Kyeser mit der Beschreibung des Vegetius überein. Aber gerade darin, daß dieser Zusammenhang nicht unmittelbar nachzuweisen ist, liegt die Lücke, die zwischen der abend- und der morgenländischen Technik klafft, ein Spalt, der nur überbrückbar ist, wenn der Nachweis gelingt, daß engere Verkehrsbeziehungen zwischen dem Abendland und dem Balkan im frühen Mittelalter vorhanden waren, daß geistige Strömungen zwischen dem Frankenland und Byzanz hin und her fluteten, so daß auf diesem Wege die Kenntnis des Vegetius nach dem Norden gelangen konnte.

Und solche Strömungen waren da. Nach den uns erhaltenen Nachrichten müssen wir sogar annehmen, daß trotz der unruhigen Zeiten ein lebhafter Meinungsaustausch, ein häufiges Reisen geistig führender Männer hin und her stattfand, daß zwischen Abend und Morgen, zwischen Oströmern und Franken, zwischen Südslawen und Germanen zahlreiche Berührungspunkte vorhanden waren.

Deutsche Feldpostautos vor dem Grand Hotel de Londres. (Mil. Film- & Fotostelle.)

Aus der von den verbündeten Truppen eroberten rumänischen Hauptstadt Bukarest.

Wir wissen, daß von den sieben bulgarischen Nationalheiligen Gorazd ein Mähre war, daß der Mazedonier, der heilige Method aus Saloniki, zeitweise in Mähren geistlich tätig war; Kliment von Ochrida aber, Methods Schüler und Begleiter, vom großen Bulgarenzar Symeon 893 auf den slowenischen Bischofsstuhl erhoben, hat in seiner Bußordnung, dem Euchologium, das althochdeutsche St. Emmeraner Gebet und das Merseburger Beichtbuch mit verarbeitet. Durch ihn gelangten, wie Murko ausführt (Kaßner in der deutschen „Levantezeitung“, Nr. 16, 1916), „in die liturgische Literatur der slawischen orthodoxen Kirche Bruchstücke von Beichtformeln und Bußordnungen, die unbedingt der abendländischen, besonders der deutschen, Kirche angehören“.

Aber auch auf weltlichem Gebiet bestand ein reger Verkehr zwischen dem Abendland und den Südslawen, wenn auch oft genug gestört durch Kriegswirren und Einfälle von Tataren. So machte einer der Baumeister der Notre-Dame-Kirche in Paris, Wilars von Homecourt aus der Pikardie, um 1245 eine Studienreise, die ihn auch nach Ungarn führte. Ungarn grenzte ! aber vordem an Byzanz, Belgrad war noch einige hundert Jahre vorher byzantinische Festung. Das Pergament, das uns Wilars hinterlassen hat, enthält schon zahlreiche, wenn auch rohe architektonische und maschinentechnische Skizzen. Nur fünf Jahre später machte der Byzantiner Marchus Auszüge aus den technischen Schriften des Engländers Roger Baco und des Albertus Magnus, des Doctor mirabilis, des schwäbischen Grafen Albert von Bollstaedt. 350 Jahre später verfaßte Faustus Verantius, ein Dalmatiner, Neffe eines Vizekönigs von Ungarn und Titularbischof von Csanad, ein kostbares technisches Werk, die „Machinae novae“ mit 49 Kupferstichen.

Der Verkehr und mit ihm das Wissen und das technische Können flutete also schon in frühen Jahrhunderten auf der Wasserstraße der Donau nach Osten, wenn auch der Handel auf diesem Wege nur spärlich gewesen sein mag. Wir dürfen daher mit Bestimmtheit annehmen, daß auch die Kenntnis der Kriegstechniker, der „Waffenmeister“ des ausgehenden Mittelalters, wie sie uns in den prachtvollen Blättern Kyesers von Eichstätt überliefert ist, daß damit der Stamm unserer heutigen Technik seine erste Kraft mit über die große Länderbrücke des Orients gezogen, und daß damit die erste Blüte abendländischer Technik ihre Wurzeln im Wissen und Können der Antike getrieben hat. In den Klöstern und Archiven des Balkans wird wohl noch manche Quelle für diese Beziehungen schlummern und eine Folge des gewaltigen Völkerringens, das die Mittelmächte zu einem mächtigen Block zusammengeschweißt hat, mag auch die sein, daß unsere Kenntnis von den früheren Beziehungen, unser Wissen vom Zusammenhang zwischen der alten deutschen Technik und der der Antike durch diese Quellen, die uns der Frieden wohl erschließen wird, eine Bereicherung erfährt.

Generaloberst Erzherzog Joseph, der Oberkommandierende an der siebenbürgischen Front.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Professor Franz Marton.

Kriegschronik.

17. Dezember 1916 (Fortsetzung).

Der Buzaulabschnitt ist in breiter Front überschritten. — Unseren Truppen fielen außer 1150 Gefangenen 19 Lokomotiven und über 400 Eisenbahnwagen, zumeist beladen, sowie eine Unzahl von Fuhrwerken in die Hand. — In der Dobrudscha hat rasche Verfolgung des nur vereinzelt Widerstand leistenden Feindes unsere verbündeten Truppen bis dicht an das Waldgebiet im Nordteil des Landes geführt.

Eines unserer Unterseeboote hat am 12. Dezember 55 Seemeilen Ostsüdost von Malta ein französisches Linienschiff der „Patrie“-Klasse durch Torpedoschuß schwer beschädigt.

Ein anderes Unterseeboot hat am 11. Dezember südöstlich der Insel Pantellaria den bewaffneten französischen Truppentransportdampfer „Maghellan“ (6027 Tonnen) mit über 1000 Mann weißer und farbiger Truppen an Bord durch Torpedoschuß versenkt.

18. Dezember 1916.

Nordwestlich von Luzk versuchten die Russen, die von uns am 16. Dezember bei Bol. Porsk gewonnenen Stellungen zurückzuerobern; ihre auch nachts wiederholten Angriffe wurden abgewiesen. Ebenso scheiterten russische Vorstöße bei Augustowka (südlich von Zborow).

In der Norddobrudscha ist die Linie Babadag-Pecineaga überschritten.

19. Dezember 1916.

Auf dem Ostufer der Maas griffen die Franzosen den Fosses-Wald an Die vor unserer Stellung liegende Chambrettes-Ferme blieb nach Nahkampf in ihrer Hand; an allen anderen Stellen der Angriffsfront wurden sie abgewiesen.

Bei Teilkämpfen wurden in Rumänien in den beiden letzten Tagen über 1000 Russen und Rumänen gefangen eingebracht und viele Fahrzeuge — meist mit Verpflegung beladen — erbeutet.

In der Norddobrudscha hat der Feind seinen Rückzug über zwei ausgebaute Stellungen hinaus nordwärts fortgesetzt. Die Armee dringt gegen die untere Donau vor.

20. Dezember 1916.

In den Bergen auf dem Ostufer der Goldenen Bistritz scheiterten mehrere Angriffe russischer Bataillone.

Eines unserer Unterseeboote hat am 26. November etwa 50 Seemeilen nordwestlich von Lissabon ein feindliches Linienschiff durch Torpedoschuß versenkt. Es handelt sich um das vom französischen Marineministerium am 8. Dezember als mit der ganzen Besatzung verloren gemeldete französische Linienschiff „Suffren“.

21. Dezember 1916.

Am Stochod, nördlich von Helenin, versuchte der Russe vergeblich, deutscher Landwehr Boden zu entreißen, der vor wenigen Tagen in die eigene Stellung einbezogen worden war.

Viermaliger russischer Ansturm bei Mestecanesci auf dem Ostufer der Goldenen Bistritz brach an der Widerstandskraft österreichisch-ungarischer Bataillone zusammen.

Deutsche Jäger hielten die vielumkämpften Höhen östlich von Paralovo im Cernabogen (Mazedonien) gegen starke russische Angriffe.

22. Dezember 1916.

Nordwestlich von Zalozce drangen deutsche Stoßtrupps in die beiden vorderen Stellungen der Russen und in das Dorf Zwyzyn ein und kehrten nach Sprengung von vier Minenwerfern mit 34 Gefangenen und 2 Maschinengewehren zurück.

Ein Nachtangriff des Gegners am Csuelemer (nördlich des Trotustales) scheiterte.

Die Dobrudscha-Armee machte Fortschritte und nahm den Russen 900 Gefangene ab.

23. Dezember 1916.

Südlich von Mestecanesci nahmen österreichisch-ungarische Abteilungen eine jüngst aufgegebene Vorstellung den Russen wieder ab.

In der Dobrudscha stürmten die verbündeten Truppen mehrere russische Nachhutstellungen und besetzten Tulcea an der unteren Donau. Die Gefangenenzahl hat sich auf über 1600 erhöht, mehrere Maschinengewehre waren die Beute.

Das französische Torpedoboot „Nr. 300“ lief am 1. November 1916 vor Le Havre auf eine Mine und sank.

24. Dezember 1916.

Nördlich des Uz-Tales ging der Russe wieder zum Angriff über. Nach einem fehlgeschlagenen Vorstoß gelang es ihm, am Höhenkamm des Magyaros sich festzusetzen.

Durch die Operationen der Dobrudscha-Armee ist der Feind in den Nordwestzipfel des Landes gedrängt worden. Zwischen Wardar- und Doiransee in den Abendstunden angreifende Bataillone wurden blutig abgewiesen.

In der Nacht vom 22. auf den 23. Dezember haben bei einem Vorstoß vier österreichisch-ungarische Zerstörer in der Otrantostraße zwei armierte Überwachungsdampfer im Artilleriekampf versenkt. Auf der Rückfahrt wurde ein feindlicher Zerstörer in Brand geschossen, wenigstens drei andere auf Nahdistanz vielfach getroffen und in die Flucht gejagt.



Vom Kriegsschauplatz in Ostgalizien: Die von den Russen besetzte Stadt Stanislau im Artilleriefeuer, durch das Scherenfernrohr eines Artilleriebeobachters gesehen.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem königl. ungarischen Honved-Oberleutnant d. R. Stefan Zádor.



Zum wirtschaftlichen Leben Bulgariens: Wirtschaftskarte Bulgariens. (Lew, Mehrzahl: Lewa = Frank.) Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Walter Emmersleben.



Das Schlachtfeld von Tutrakan am 6. Oktober 1916.



Verwundete bulgarische Soldaten aus der Schlacht.



Batteriestellung eines Artillerieregiments in der Schlacht.



Das Schlachtfeld von Tutrakan am 6. Oktober 1916.



Vereidigung junger Soldaten an der Front vor der Schlacht.



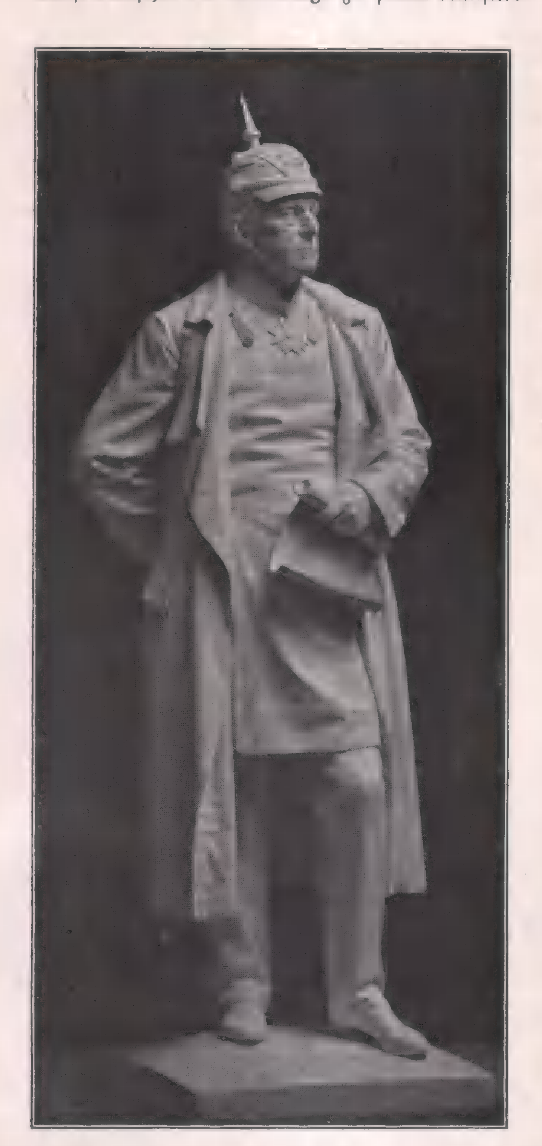
Die erste Hilfe, die den verwundeten bulgarischen Soldaten nach der Schlacht zuteil wurde.

Eine Erinnerung an die Schlacht bei Tutrakan an der Donau am 5. Oktober 1916, in der die Rumänen vernichtend geschlagen wurden.

Nach Aufnahmen eines an der Schlacht beteiligten bulgarischen Offiziers.

Adolf v. Donndorf.

Im Alter von nahezu 82 Jahren ist am 20. Dezember v. J. in Stuttgart der Nestor der deutschen Bildhauerschaft, Professor Adolf v. Donndorf, gestorben. Donndorf ist am 16. Februar 1835 in Weimar geboren und hat, wenn er auch vier Jahrzehnte lang in der schwäbischen Residenz lebte und wirkte, innerlich doch immer sehr an seiner Vaterstadt gehangen, die eines seiner reifsten Werke, das Denkmal Karl Augusts, besitzt und ihn durch Errichtung eines Donndorf-Museums geehrt hat. Adolf Donndorf ist in jungen Jahren nach Dresden gekommen. Hier hat er bei Meister Ernst Rietschel die Grundlage zu seiner Künstlerschaft empfangen und hier hat er wohl auch die Verehrung für die Antike als Evangelium in sich aufgenommen, der er bis zu seinem Lebensende treu geblieben ist. Mit Rietschel zusammen blieb Donndorf eine der schönsten Aufgaben zu lösen vorbehalten, die einem deutschen Bildhauer seiner Zeit beschieden sein konnte, die Mitarbeit an dem Lutherdenkmal in Worms. Und als Rietschel mitten in der Arbeit starb, fiel es auch ihm zu, das großangelegte Werk im Sinne des Meisters zu vollenden. Was Donndorf hier zu tun noch übrigblieb, die Figuren Savonarolas, des Petrus Waldus, Reuchlins und Friedrichs des Weisen, gab ihm reichlich Gelegenheit, seine ideale, von antikem Geiste durchflossene Auffassung mit einer mild beschönigenden Charakteristik zu vereinen, die man sich heute freilich gerade diesen Persönlichkeiten gegenüber schärfer, ausgeprägter vorstellen könnte. Im Jahre 1876 wurde Donndorf nach Stuttgart berufen, wo man in ihm, dem jung aufstrebenden Talente, dessen Name in aller Munde war, eine neue Stütze des einheimischen Kunstlebens zu gewinnen hoffte. Daß diese Hoffnungen sich nicht ganz erfüllt haben, wenigstens insoweit, als man mit einer Belebung der ganz im Geiste der Akademie erstarrten Kunstschule rechnete, ist immer offen ausgesprochen worden und läßt sich auch an der Bahre des trefflichen Künstlers nicht unterschlagen. Durch eigene, starke und individuelle Kraftentfaltung schulbildend zu wirken, war ihm nicht gegeben. Die stille Beschaulichkeit, die ihm immer eigen geblieben ist, die Verehrung und Bewunderung der Alten und ihrer Gesetze war ihm letztes Ziel, füllte sein ganzes Schaffen aus und ließ ihn die Revolutionsgelüste anderer Künstler ebenso sündhaft wie überflüssig erscheinen. Vielleicht, daß er in späteren Jahren mehr und mehr dem Naturalismus verfiel, der in der liebevollen Ausarbeitung der kleinsten Details sein Höchstes sah. Aber auch hier drängte es ihn wenig, Eigenes zu sagen, und nur immer wieder der Abglanz der freilich mit wahrer Meisterschaft nachempfundenen Kunst der griechischen Bildner war es, der seinen Werken den Stempel aufdrückte und sie für seine gerade hierfür so empfängliche Zeit bestimmte. Um nur einige der wichtigsten Werke zu nennen, die in den langen Jahren seiner reichgesegneten Tätigkeit entstanden sind, muß man sich schon ziemliche Beschränkung auferlegen. Vor allem ist es das schon erwähnte Reiterdenkmal Karl Augusts für seine Vaterstadt, in dem er wohl mit sein Bestes und Reifstes gegeben hat. Edel in der Auffassung und durch wundervolle harmonische Einheit des fürstlichen Reiters mit dem Pferde bestrickend, läßt es am besten erkennen, daß das neu proklamierte Gesetz von der Schlichtheit und Einfachheit in der Kunst als deren oberstes keineswegs spurlos an ihm vorübergegangen war. Ferner sind zu nennen die Denkmäler für Robert Schumann in Bonn, für Cornelius in Düsseldorf, dem er mit besonderer Verehrung für dessen kongeniale Persönlichkeit gerecht wurde, ein Brunnen in Neuyork, das Burschenschaftsdenkmal in Jena, die Standbilder für Bach und Luther in Eisenach, für den Fürsten Karl Anton in Sigmaringen und das Teutsch-Denkmal in Hermannstadt. Weitere Denkmäler, Büsten und Standbilder Kaiser Wilhelms I., Bismarcks, dessen Familie die Büste Donndorfs als die vortrefflichste bezeichnete, die von dem Fürsten geschaffen wurde, Moltkes und endlich die wundervolle, von reinstem Klassizismus erfüllte überlebensgroße Figur Schillers, die vor den neuen Hoftheatern in Stuttgart ihre Aufstellung gefunden hat, umschließen etwa das Wesentlichste, was aus Donndorfs erfolgreicher Werkstatt hervorgegangen ist. Von seiner Vaterstadt zum Ehrenbürger ernannt, vom König von Württemberg geadelt, hat es Donndorf an Ehren und Auszeichnungen nicht gefehlt. Und mit Recht wird man ihn, der für Stuttgart das geworden war, was Reinhold Begas für Berlin, Johannes Schilling für Dresden bedeutete, als einen großen Künstler vermissen, der als letzter seiner Art und in unwandelbarer Treue die mit der Antike unzertrennlich verbundene Tradition künstlerischer Anschauung hochhielt. Arthur Dobsky.



Moltke-Standbild vom Kaiser-Wilhelm-I.-Denkmal auf der Hohensyburg.



Bildnis des am 20. Dezember 1916 verstorbenen Künstlers.



Denkmal für Großherzog Karl August in Weimar.



Büste Schnorr v. Carolsfelds.

Dr. Wilhelm Merton.

(Porträt siehe Seite 67.)

In Dr. Wilhelm Merton, der gelegentlich einer Reise am 15. Dezember 1916 in Berlin an einem Herzschlage verschied, hat nicht nur seine Vaterstadt Frankfurt a. M., sondern auch Deutschland eine führende Persönlichkeit verloren. Von Hause aus Großkaufmann auf dem Gebiete des Metallhandels, hat er mit ungewöhnlichem Scharfblick und unermüdlicher Schaffenskraft sein väterliches Geschäft zu einem Unternehmen von Weltruf ausgestaltet. Die Frankfurter Metallgesellschaft und die von ihr ausgegangenen Gründungen, die sich über alle Erdteile erstrecken, rechnen heute zu den bedeutendsten Großfirmen des deutschen Welthandels. Von dem Gedanken getragen, daß die Interessen des Unternehmers sich in weitem Maße mit denen des Arbeiters decken, wandte sich Merton schon frühzeitig der Arbeiterwohlfahrt und damit der praktischen Sozialpolitik zu. Das von ihm 1896 zu Frankfurt a. M. begründete und unterhaltene Institut für Gemeinwohl ist der Ausgangspunkt für eine große Zahl sozialpolitischer Gründungen gewesen, die ihren Wirkungskreis weit über Frankfurt a. M. hinaus erstrecken. Besonderes Interesse widmete der Verstorbene den Fragen der Fortbildung von Technikern und Juristen, um diese im Interesse von Handel und Industrie mit dem modernen Wirtschafts- und Gesellschaftsleben in nähere Berührung zu bringen. Zusammen mit Oberbürgermeister Adickes war er wesentlich an der Begründung der Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften und später auch an der der Universität beteiligt. Seit Kriegsausbruch betätigte sich Merton besonders auf dem Gebiete der Kriegswirtschaft und Kriegswohlfahrt.



Bismarck-Büste.



Russischer Winter. Nach einem Gemälde von Alfred v. Wierusz-Kowalski.

Krieg und Waffen in der Sprache.

Von Dr. Siegmund Simonyi, Professor an der Universität Budapest.

Der Krieg muß die Entscheidung bringen über Freiheit und Leben der Völker, die sich zur Wehr gesetzt gegen Einkreisung und Erdrosselung. Die großartige Spannung, in der wir leben, durchdringt jeden einzelnen von uns, auch wenn er nicht in unmittelbare Mitleidenschaft gezogen wird. Alles, was wir tun und denken, beziehen wir unwillkürlich auf den Krieg. Die Arbeiter der technischen und chemischen Wissenschaft sind so glücklich, dem Kriege selber dienen und den erwünschten Erfolg sichern zu können. Aber auch die übrigen Wissenschaften, selbst die am wenigsten „praktischen“, wenden sich Fragen und Aufgaben zu, die irgendwie mit dem weltbewegenden Geschehen zusammenhängen. Und so sehen wir, daß sogar die Sprachforscher mit Vorliebe die Beziehungen zwischen Krieg und Sprache behandeln. So hat auch Eduard Engel, der Meister der deutschen Stilkunst, in den Spalten der „Illustrirten Zeitung“ (Nr. 3798) mit begeisterten Worten den Kampf um die Sprachreinheit gefeiert, der angesichts des Krieges so plötzlich entbrannt ist, so weit die deutsche Zunge klingt. Andere Sprachforscher haben in volkstümlichen Aufsätzen die Herkunft der Ausdrücke des Kriegswesens behandelt. Auch ich möchte hier die wichtigeren Kriegsausdrücke zusammenstellen, und zwar diesmal in geschichtlicher Reihenfolge, indem ich mit den ältesten Gruppen beginne und so mich der Gegenwart nähere.

Von den Ergebnissen der Wortkunde (der Etymologie) sind besonders diejenigen anziehend, die sich auf die sogenannten Kulturwörter beziehen. Unsere Wörter, richtig gedeutet, enthüllen die ganze Entwicklung der menschlichen Gesittung. Ein ungarischer Sprachforscher hat das geflügelte Wort geprägt: „Die Sprache beweist mehr als die Chroniken.“ Und ein anderer bemerkt sehr geistreich: „Wie im Bernstein uralte Lebewesen unversehrt erhalten sind, so leben in unseren Wörtern die Gedanken und Erfahrungen unserer ältesten Vorfahren weiter fort.“ Die Herkunft der Ausdrücke, die unser Sprachgefühl nicht mehr deuten kann, wird sehr oft mit Hilfe der Sprachgeschichte und Sprachvergleichung erschlossen.

Die ältesten deutschen Bezeichnungen des Krieges sind Streit, Hader, Kampf und Schlacht (Krieg findet sich erst in mittelhochdeutschen Quellen). Streit soll ursprünglich hartnäckigen Eifer bedeuten (so in mehreren germanischen Sprachen, im Altsächsischen und Altnordischen). Hader ist ein uraltes Wort, das auch im Keltischen und Slawischen Entsprechungen hat; sein Grundwort, germanisch hathu, altdeutsch hadu ist auch in Eigennamen, wie Hadubrant und Hadwig, Hedwig, enthalten. Kampf ist ebenfalls uralt und bedeutet eigentlich Eifer, Wetteifer (so im Altnordischen); es wird mit Unrecht vom lateinischen campus hergeleitet. Das althochdeutsche wërra (englisch war, von wërran, verwirren) heißt Verwirrung und Streit; darauf beruht italienisch guerra und französisch guerre. Reise bedeutet in alten Zeiten den Aufbruch (reisen, aufbrechen = engl. to rise, sich erheben) und besonders den Kriegszug; daher die Reisigen. Fehde (ahd. fêhida, eine Bildung wie Freude, ahd. frewida) bedeutet Feindschaft und soll dem Worte Feind verwandt sein. Feind, ahd. fîant, ist gleich „hassend“ und ist das Mittelwort zum Zeitwort fîên, „hassen“, wie Freund, eigentlich freiend, d. h. liebend und Heiland = heilend. Wehr, Gewehr (ahd. werî, giwer) sind ursprünglich Ausdrücke für Verteidigung, Schutzwehr, wie denn auch „das Wehr“ den Schutzdamm bezeichnet. Sturm ist ein gemeingermanisches Wort und hat von jeher die beiden Bedeutungen des Unwetters und des Kampfes. Ein indogermanisches Urwort ist Sieg (Entsprechendes sogar im Sanskrit: sahas), daher eine Menge deutscher Personennamen, wie Siegfried, Siegmund, Sieglinde, und schon in Tacitus' „Germania“: Segiomêrus und Segestes.

Heer (ahd. hari, gotisch harjis) stammt von einem Grundwort har, das Krieg bedeutet (gleich slawisch kara, litauisch karas, Kampf, Krieg). Von demselben Grundwort kommt harst, Kriegshaufe, Truppe, das dem Leser aus Richard Wagners „Walküre“ bekannt ist, das aber auch sonst in der Literatur vorkommt. So schreibt Joh. v. Müller in den „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft“, wo er den Opfertod Arnold v. Winkelrieds erzählt: „Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen-Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschlossen hintereinander an.“ — Aus Heer haben wir sodann die Zusammensetzungen: Herberge, Herold (wahrscheinlich Heer-walt, d. h. Heerbeamter) und besonders Herzog, der nämlich an der Spitze des Heeres zog (gemeinsam allen germanischen Sprachen).

Ein alter Name des Kriegers oder Streiters ist Kämpe, eigentlich ahd. chemphio, mhd. kempfe, niederd. kempe (gewöhnlich der Vertreter oder Vorkämpfer im gerichtlichen Zweikampf). Es war ein längst vergessener Ausdruck und soll erst durch Voß wieder in die Schriftsprache eingeführt worden sein. Den germanischen Sprachen gemeinsam, also sehr alt ist der Held. Ein veralteter Ausdruck für denselben Begriff ist Weigand, ahd. wîgant, das noch heute in den Familiennamen Wigand und Weigand erhalten ist. Im Nibelungenliede heißt es: da Siegfried erschlagen ward, „muosten sîn enkelten vil guoter wîgande lîp“ (mußten sein entgelten viel guter Helden Leib). Auch Degen für einen tüchtigen Kriegsmann ist altgermanisch und ist erst in neueren Zeiten als Übertragung seines Homonyms aufgefaßt worden (ein alter Haudegen usw.). Tapfer ist im Althochdeutschen soviel wie schwer, gewichtig und nimmt erst später die heutige Bedeutung an. Feige bedeutet im Altertum: dem Tode verfallen, dem Tode nahe, und mitunter sogar todesmutig!

Der Hauptmann (ahd. houbetman) war in alten Zeiten der oberste Führer, gewissermaßen das Haupt des „Heerkörpers“ oder „Truppenkörpers“. Der Fahnenträger hieß im Ahd. faneri, Mhd. venre, dies wurde erst im Nhd. zu Fähnrich umgestaltet.

Waffe ist ein gemeingermanisches Wort, dessen entferntere Verwandtschaft unsicher ist. Im Altdeutschen heißt die Waffe im allgemeinen auch giwer, d. h. Gewehr, vom Ab-wehren. Die Waffen des Urmenschen waren Stein und Keule, sodann folgten Schleuder und schon in der Steinzeit Pfeil und Bogen (= Gebogenes). (Der Köcher wurde im Mittelalter aus dem lateinisch-griechischen cucurum entlehnt. Übrigens wurden Pfeil und Bogen im Mittelalter meistens als Jagdwaffen gebraucht, als Kriegswaffen erlangten sie erst im vierzehnten Jahrhundert eine größere Bedeutung, sie wurden jedoch sehr bald von den Feuerwaffen verdrängt.) Axt und Beil erscheinen schon in der neuern Steinzeit; die beiden Ausdrücke sind gemeingermanisch, und wir wissen, daß die Streitaxt bei den Germanen des Altertums eine beliebte Waffe war. Speer und Spieß sind ebenfalls uralte, gemeingermanische Ausdrücke, der erstere hat auch eine lateinische Entsprechung (sparus). Ein alter germanischer Name des eisernen Speeres ist ger (möglicherweise eine Entlehnung aus dem Keltischen). Das Wort war längst vergessen, ist aber im achtzehnten Jahrhundert wieder in die Sprache der Dichter eingeführt worden. Übrigens hat es sich auch in einigen Eigennamen erhalten: Gerbert = Speerglänzender, Gerhard = Speerkühn, Gertrud = Speertraute. Hammer hat ursprünglich der steinerne Hammer geheißen, das Wort hat noch im Altnordischen die Urbedeutung „Fels“. Das Schwert ist ein gemeingermanisches Wort, hat aber anfangs wahrscheinlich den Dolch aus Feuerstein bedeutet; das eigentliche Schwert ist von den Kelten zu den Deutschen gekommen, und Tacitus hebt in seiner „Germania“ ausdrücklich hervor, daß es bei den Deutschen selten gebraucht wird. — Die ältesten Schutzwaffen sind der Schild (got. skildus usw.), das Wort soll ursprünglich ein Brett bedeutet haben, wie ja die Schilder anfangs aus Holz, Flechtwerk und Leder hergestellt wurden; die Brünne (got. brunjô usw.), d. h. der Brustharnisch, in neuerer Zeit aus dem Mittelhochdeutschen wiederaufgenommen; und der Helm (got. hilms, nordisch hjalmr), eigentlich Beschützer.



Vom Kriegsschauplatz in Wolhynien: Österreichisch-ungarische Regimentsreserven in Bereitschaft, in Erwartung des russischen Angriffs in der Nacht vom 24. zum 25. Juli 1916 bei Tristen.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Theo Matejko.

Aus den ersten Tagen der Offensive gegen Rumänien: Österreichisch-ungarischer Donau-Monitor während der Beschießung des rumänischen Donau-Ufers.

Wir haben es bisher mit den allerältesten deutschen Kriegsausdrücken zu tun gehabt. Im angehenden Mittelalter, in den Zeiten der Völkerwanderung, kam durch die deutschen Eroberer eine Menge dieser Ausdrücke in die Sprachen der romanischen Völker. So, um nur einige zu nennen: ahd. werra, Verwirrung, Wirren, Streit: ital. guerra, franz. guerre; Warte: ital. guardia, franz. garde; Sturm: ital. stormo; ahd. chempio, Kämpe: franz. champion; Herold: franz. héraut; Brünne: altfranz. brunie; Helm: ital. elmo, franz. heaume (altungarisch helym); Bollwerk: boulevard. Vergleiche noch ital. brando, altfranz. brant, Schwertklinge, von Brand, einem altgermanischen Namen des Schwertes; ferner z. B. ital. gonfalone, altfranz. gonfanon vom ahd. gund-fano, d. h. Kriegsfahne; sperone, éperon: Sporn; bivouac, bivac: Beiwache; baldo,

baud, keck, fröhlich, ahd. bald = kühn, keck. Den Welschen fiel es auf, daß die germanischen Schilder bunt bemalt waren; damit hängt die Entlehnung deutscher Farbennamen zusammen: blanco oder bianco, brûno, grisio oder grigio, blavo oder biavo, falvo oder falbo usw., so wie auch blondo, biondo als Ausdruck der deutschen Haarfarbe im Romanischen allgemein wurde. (Vgl. Kluges „Vorgeschichte der germanischen Dialekte“ in H. Pauls „Grundriß der germanischen Philologie“.) Dagegen ist, wie wir sehen werden, im Mittelalter und dann besonders um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges eine Menge welscher, meist französischer Kriegswörter in die deutsche Sprache aufgenommen worden.

Im Mittelalter begegnen wir zuerst dem Ausdruck Krieg, und zwar in der Bedeutung von „Anstrengung, Streben“ (daher kriegen = erlangen, bekommen), dann „Widerstreben, Widerstand“ und erst zuletzt in seiner heutigen Bedeutung. — Eine bekannte Waffe des Mittelalters ist die Armbrust. Das Wort ist eine volksetymologische Umdeutung aus früherem Armborst, Arbrost, dieses aber aus lateinischem arbalista (franz. arbalète), arcubalista. Balista, ballista war die Schleudermaschine der Römer, arcu-balista war eine Wurfmaschine in der Form eines großen Bogens (arcus), also eine „Bogenwurfmaschine“. Schütze hieß im Mittelalter in erster Reihe der Armbrustschütze (von schießen). Scharmützel, ebenfalls schon mittelhochdeutsch, ist ital. scaramuccia, eine Ableitung von schermire, fechten; dieses aus dem deutschen schirmen, das im Altdeutschen auch fechten bedeutet hat. Im fünfzehnten Jahrhundert erscheint der Ausdruck Degen als Bezeichnung des Dolches und Schwertes (engl. dagger, franz. dague, ungar. dákos usw.). Zur selben Zeit erscheint die Garde aus franz. garde, das seinerseits, wie schon erwähnt, der deutschen Warte entlehnt war. Panzer = ital. panciera, eigentlich Unterleibschild (pancia, Panse, Bauch). Küraß = franz. cuirasse, eigentlich Lederpanzer. Schon am Ende des zwölften Jahrhunderts kommt der Harnisch aus franz. harnais, das seinerseits dem Keltischen entstammt. Seit dem dreizehnten Jahrhundert ist die Pickelhaube belegt, anfangs in der Form beckenhûbe = beckenförmige Kopfbedeckung (erscheint auch im Ungarischen um 1400 als pikonhog). Ebenfalls stammhaft deutsch ist die vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert vielgebrauchte Hellebarde (mhd. helmbarte, d. h. ein Beil zum Durchhauen des Helmes), deren Name von den meisten europäischen Sprachen entlehnt worden ist. Trommel, mhd. trumbel aus mhd. trumba, Posaune; letzteres wurde als tromba, trombe ins Romanische entlehnt, woher dann die Verkleinerung trombetta, trompette zurückentlehnt wurde: mhd. trumbet, Trompete. Banner, mhd. banier, panier aus franz. bannière (germanischer Herkunft); Standarte aus ital. stendardo, das vom lat. extendere, ausbreiten, hergeleitet wird.

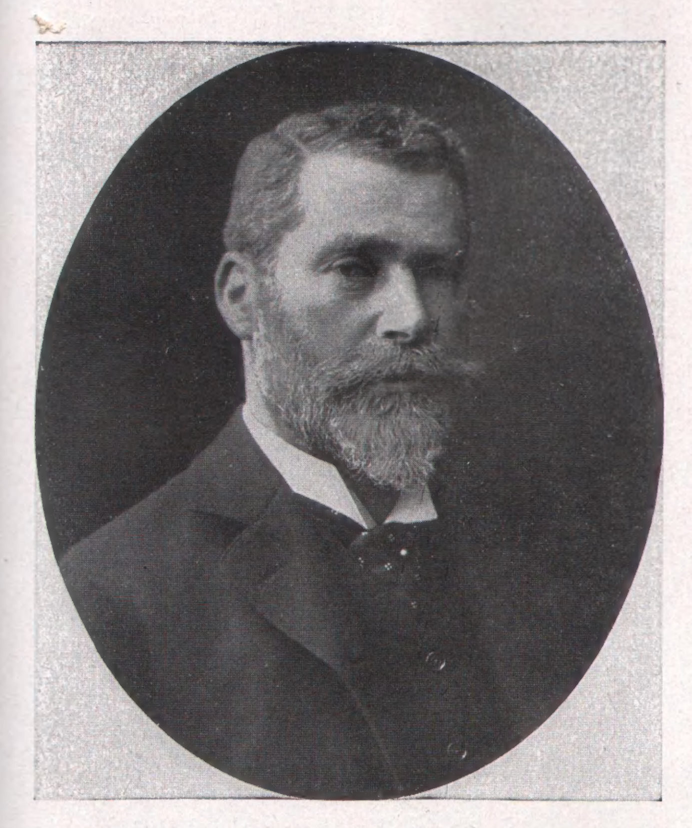
Im vierzehnten Jahrhundert kommt die große Umwälzung der Kriegskunst durch die Feuerwaffen. Die Kanone nannte man anfangs Büchse, d. h. Behälter fürs Pulver; im sechzehnten Jahrhundert erscheinen die Mörser, d. h. Feuermörser in allgemeinen Gebrauch (auch Böller, was ursprünglich eine Wurfmaschine bedeutete, vgl. auch Bollwerk). Die in die Bastei, in die Terrasse eingebaute Terraßbüchse nannte man taratzbuchse, auch einfach darrax (daher der ungarische Name des Mörsers: tarack, lies tarazk). Haubitze, früher Haubnitze, ist in der Zeit der Hussitenkriege dem böhmischen houfnice, „Steinschleuder“, entlehnt.

Schon im Mittelhochdeutschen hatte man aus dem romanischen Sold den Söldner, daneben kommt erst im sechzehnten Jahrhundert die italienische Ableitung Soldat zur Geltung (soldo: soldato, eigentlich Besoldeter). Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, in der Schlacht bei Mühlberg, erscheinen die ungarischen Husaren zuerst in Deutschland. Über die Herkunft des ungarischen Wortes sind allerhand falsche Meinungen in Umlauf. In neuester Zeit hat es sich aus Urkunden des fünfzehnten Jahrhunderts herausgestellt, daß das Wort zu jener Zeit in Südungarn einen Räuber bedeutet hat. Es ist also zweifellos das altkroatische chusar gursar, kursar, „Räuber“, das seinerseits dem italienischen korsar entlehnt ist. Erst unter dem großen Ungarnkönig Matthias Korvinus werden die leichten Reiter des Heeres Husaren genannt. Ihre Tracht und Ausrüstung wird später in Polen, Preußen und vielen anderen Ländern nachgeahmt, und dadurch kommt eine Anzahl ungarischer Ausdrücke in die europäischen Sprachen, teilweise durch Vermittlung des Polnischen, wo die ungarische Waffengattung gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch den ungarischen Polenkönig Stephan Báthory zuerst eingeführt worden ist. So sind im Deutschen Ausdrücke wie Dolman, Pekesche, Kalpak, Tschako, Tschismen, Schoitasch, Tornister, Kandare, Schabracke mehr oder weniger heimisch geworden (später, im neunzehnten Jahrhundert, auch der Attila). Viel früher, im zwölften Jahrhundert, ist der krumme Säbel samt seinem Namen von Ungarn her nach Deutschland gekommen.

Mit dem Dreißigjährigen Kriege kommt die Verwelschung der deutschen Heeressprache: eine Menge soldatischer Ausdrücke wird dem Französischen und Italienischen, mitunter auch dem Spanischen entlehnt. Das Heer wird zur Armee (eigentlich „bewaffnete“ Macht, franz. armée, span. armada, ital. armata), und auch die verschiedenen Teile und Gattungen der bewaffneten Macht erhalten französische Namen. Regiment: franz. régiment (eigentlich was unter einem „Regiment“, unter einer Verwaltung steht). Truppe: franz. troupe. Kompagnie: compagnie, mittellateinisch companium, eigentlich Brotgenossenschaft, von panis, Brot (daher auch Kompagnon und Kumpan, wie ja auch Genosse einen bezeichnet, der mit einem andern genießt). Bataillon: bataillon von bataille, Schlacht; dieses von battre, schlagen, woher auch die Batterie. Artillerie ist eine französische und italienische Ableitung von art, Kunst, bedeutet also das künstliche, technische Element des Heerwesens. Nun verbreitet sich auch Kanone für das ältere „Büchse“; ital. cannone ist eigentlich ein großes Rohr von canna, Rohr, also das Feuerrohr. Es war Sitte, so wie man heutzutage von der großen Berta spricht, den einzelnen Geschützen eigene Namen beizulegen. Mit Vorliebe benannte man die Feuerwaffen nach Jagdfalken u. dgl. Die sogenannten „Feldschlangen“ nannte man Falken, Falkaunen: ital. falcone, die leichteren nannte man verkleinernd Falkonett, ital falconetto. Terzerol, eine Art Pistole (Pistole soll von der Stadt Pistoja kommen), war ursprünglich das Männchen einer Habichtsart: ital. terzeruolo, terzetta (eigentlich das dritte, weil „nach der Sage das dritte im Nest ein Männchen ist“). Der italienische Name der Muskete, moschetto, hatte ursprünglich ebenfalls einen Jagdvogel, und zwar eine Art Sperber, bezeichnet. Karabiner, franz. carabine, soll ursprünglich der altprovenzalische Name eines Wurfgeschützes gewesen sein. Der Name der Flinte ist ebenfalls erst seit dem siebzehnten Jahrhundert im Gebrauch, ist aber keine Entlehnung, sondern ein germanischer Ausdruck, der eigentlich Feuerstein bedeutet. — Von der Muskete kommt der Name Musketier: franz. mousquetaire; vom Karabiner der Karabinier (in Schillers „Wallenstein“: „des Terschkas Karabiniere“), franz. carabinier; der Arkebusier (ebendaselbst) hat seinen Namen von der arquebuse, die letztere Bezeichnung hat aber das Französische dem niederländischen haakbus, d. h. Hakenbüchse, entlehnt (so hießen „die ersten Handfeuerwaffen, die zum Auffangen des Rückstoßes am Schaft einen Haken hatten“). Der Grenadier, franz. grenadier, war anfänglich der Granatenwerfer (grenade, Granate). Die Dragoner, franz. dragons, von dem Drachen, dragon, ihrem anfänglichen Feldzeichen auf der Standarte so benannt, dienten ursprünglich als Infanterie und Kavallerie zugleich. Infanterie als Benennung des Fußvolkes ist ebenfalls im siebzehnten Jahrhundert aufgekommen; infanteria ist eine spanische und italienische Bildung aus infante, „Kind, Knabe“, das die Bedeutungen „Knappe“ und „Fußsoldat“ angenommen hatte. Kavallerie ist ebenfalls spanisch und italienisch, von cavallo, Pferd. — Landsknechte hießen die eingeborenen Krieger, die Landeskinder, im Gegensatz zu ausländischem Kriegsvolk; ihr Name wurde aber bald zu Lanzknecht umgedeutet und auch zu Lanz gekürzt.

Ebenfalls seit dem Dreißigjährigen Krieg haben sich folgende Ausdrücke eingebürgert: Offizier, Leutnant, Major, General, Korporal, Sergeant. Franz. officier hatte anfangs einen Beamten im allgemeinen bezeichnet, von office, Pflicht, Amtspflicht. Leutnant, lieutenant, ist eigentlich ein „Statthalter“, d. h. Stellvertreter des Anführers, des Hauptmanns oder Kapitäns (franz. capitaine vom ital. capitano, lat. capitaneus von caput, Haupt. Die Erklärung des Wortes „Leut-nant“ aus ursprünglich deutschen Elementen, die unlängst in der „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ versucht worden ist, kann sehr wenig Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen). Major ist spanisch (gleich lat. major, der Größere). Général bedeutet ursprünglich den „allgemeinen“ Anführer. Korporal oder Kaporal ist italienisch caporale, eine eigentümliche Ableitung von capo, Haupt (in Belgien auch coporal, corporal, das letztere wohl eine volksetymologische Umdeutung nach corps, Körper, Heerkörper), Franz. sergeant ist ursprünglich ein Diener, lat. serviens. Rekrut bedeutet „Nachwuchs“, franz. recrue von recroître, nachwachsen.

Eine seltsame Lebensgeschichte kann uns der Marschall erzählen. Marah-scalc hieß in altdeutscher Zeit der Pferdeknecht, von marah, Pferd (das heutige Mähre) und skalk, Knecht (Schalk). Später, im Mittelhochdeutschen (marschalk), wurde er sozusagen der Pferdemeister oder Stallaufseher,



Dr. phil. h. c. und Dr.-Ing. h. c. Wilhelm Merton,

Frankfurter Großkaufmann, eine der führenden Persönlichkeiten auf dem Gebiete des Metallhandels, bekannter Sozialpolitiker, Förderer von Kunst und Wissenschaft, † am 15. Dezember auf einer Geschäftsreise in Berlin im 69. Lebensjahr. (Vergl. den Artikel auf S. 62.)

sodann der „Aufseher über das Gesinde auf Reisen und Heerzügen, städtischer oder Hofbeamter“; im Französischen, wohin das Wort entlehnt worden ist, heißt der Unteroffizier, der für die Einquartierung zu sorgen hat, noch in neuester Zeit maréchal de logis. Seit Kaiser Otto I. ist der Marschall ein hoher Hofbeamter, der Hofmarschall, der Aufseher des Hofhaltes. In Frankreich wurde Maréchal zum Feldherrentitel, ebenso, als Ordensmarschall, im Deutschen Orden; später war Feldmarschall der Oberste eines Reiterregiments.

In den Zeiten nach dem Dreißigjährigen Kriege hat die Heeressprache verhältnismäßig weniger Zuwachs erhalten. Noch im siebzehnten Jahrhundert begegnen wir dem Bajonett, franz. baïonnette von der Stadt Bayonne, dann der Brigade = ital. brigata, Verband (zweier Regimenter) Gesellschaft und der Schwadron = ital. squadrone, franz. escadron, vom ital. squadrare, im Viereck aufstellen. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erscheint die Division (wörtlich Abteilung), noch später das Militär und die Garnison. Unter Friedrich Wilhelm I. werden in Preußen die Küraissiere eingeführt, franz. cuirassier von cuirasse, dem Panzer; unter Friedrich dem Großen die Ulanen: in Polen hatte man die Lanzenreiter ulan genannt, das ist aber ein türkisch-tatarisches Wort: oghlan, ohlan, Knabe, Bursche. Der Name der Panduren, wie Freiherr von der Trenck 1740 seine Freischaren benannt hat, ist ungarisch und kroatisch, nach einigen aus slawischer Quelle, nach anderen vom ital. banditore, Ausrufer usw.; in Ungarn haben die Panduren Gendarmendienste geleistet. — Blockade ist wie franz. blocus usw. eine romanische Bildung, von bloquer, blockieren, dieses von bloc, das dem deutschen Block entlehnt ist. Barrikade ebenfalls eine romanische Ableitung vom span. barrica, Faß, dann ein mit Erde und Steinen gefülltes Schanzfaß. Ähnlich hat Schanze früher ein Reisigbündel bezeichnet. — Schrapnell heißt das Geschoß, das in England 1803 eingeführt wurde, nach seinem Erfinder, dem englischen Obersten Shrapnel. Die Granate hat ihren Namen von ihrer Ähnlichkeit mit dem körnigen Granatapfel erhalten.

Flotte ist in neuhochdeutscher Zeit aus franz. flotte, dieses aber aus nordischem floti entlehnt, das zur germanischen Wortsippe des Zeitworts fließen gehört (vgl. noch engl. fleet, deutsch Flotte und Floß). Admiral, franz. amiral, ital. almirante, almiraglio usw., kommt vom arabischen amir al bahr, „Emir des Heeres“. Arsenal soll ebenfalls arabisch sein: dâr-azzana, „Haus der Betriebsamkeit“. Kaserne ist eine romanische Ableitung von casa, Haus.

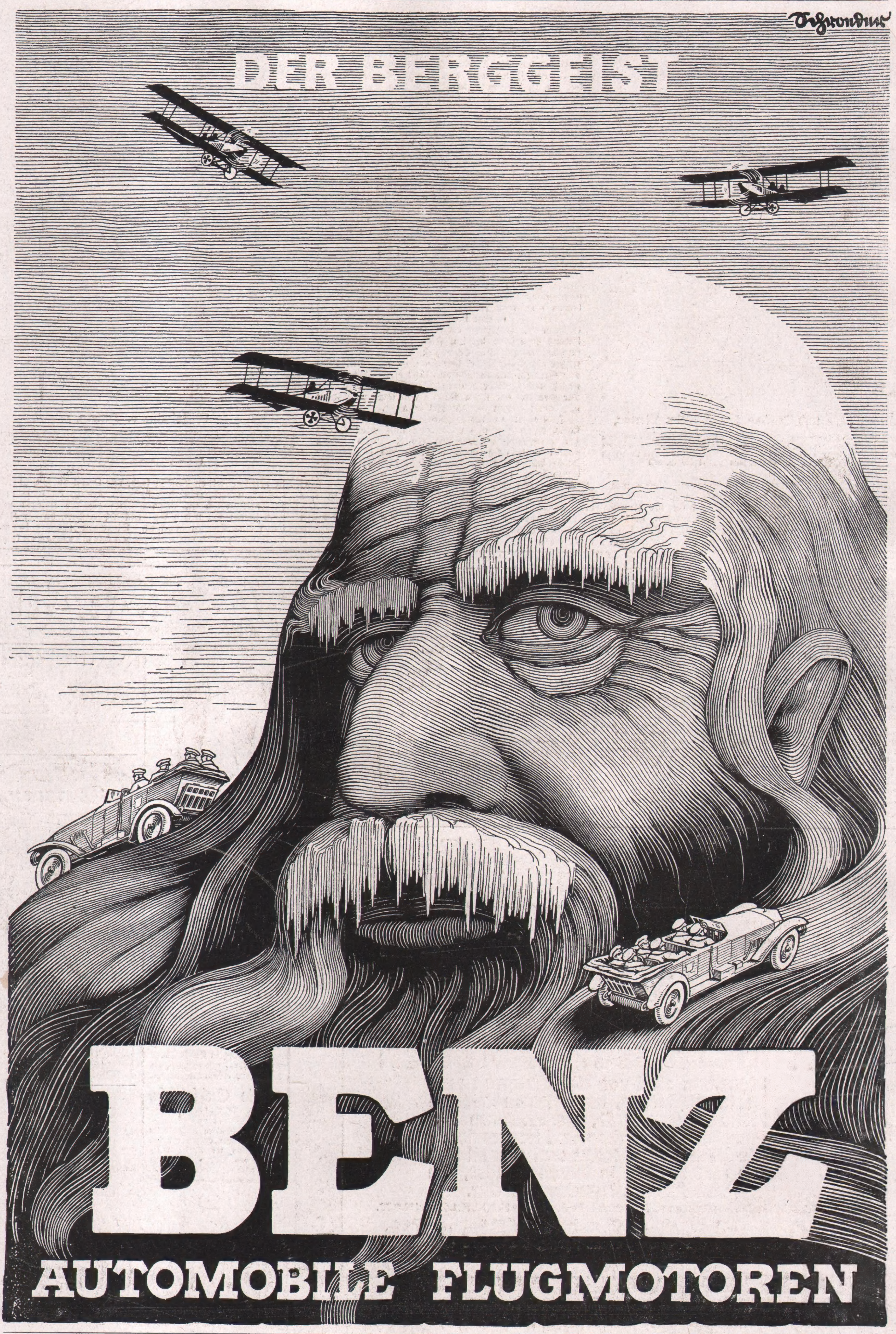


Wilhelmine v. Hillern,

bekannte Roman- und Bühnenschriftstellerin, Tochter der einst vielgenannten Schauspielerin und Dramatikerin Charlotte Birch-Pfeiffer, † am 25. Dezember im 81. Lebensjahr zu Hohenaschau in Oberbayern. (Phot. Hoffmann, München.)

Wir haben hier bloß die gebräuchlichsten und wichtigsten Ausdrücke, und zwar nach Möglichkeit in kulturgeschichtlicher Reihenfolge, durchgenommen. Andere Ausdrücke, die in neuester Zeit entstanden sind, wie Dread-nought, „fürchte nichts“. u. dgl., erheischen keine Erklärung, da diese meist selbstverständlich ist. Das Wörterbuch des Krieges wird noch immer mit neuen Ausdrücken bereichert, da der Krieg leider eine Notwendigkeit ist. Ob je ein Zeitalter kommen wird, wo die friedfertige Menschheit das alles vergessen kann?

Ende des redaktionellen Teils



Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.
Inseraten-Vertretung für Ungarn: Direktor Josef Schuller, Budapest VI, Liszt Ferencz tér 3.